ie Arbeiter in Feld und Wald und ihr Verband





BERLIN 1929

Verlag: Enckehaus G.m.b.H., Berlin SW48, Enckestrasse 6

Gewidmet für treue Mitarbeit im Deutschen Landarbeiter-Verband

Der Verbandsvorstand

AUS DER GRÜNDUNGSZEIT DES VERBANDES

Die Geschichte des Deutschen Landarbeiter-Verbandes wird geschrieben werden, wenn 25 Jahre seit seiner Gründung vergangen sind. Heute wollen wir einiger Männer gedenken, die an der Gründung des Verbandes hervorragenden Anteil genommen haben, durch ihre Tätigkeit an anderen Stellen der Arbeiterbewegung aber nicht in der Lage waren, in der Führung des Verbandes die Hauptaufgabe ihres Lebens zu sehen.



KARL LEGIEN †

Wir nennen an erster Stelle Karl Legien († 26. Dezember 1920). Seit 1890 der Führer der freigewerkschaftlichen Bewegung in Deutschland, seitdem auch der Mann, der stets über den Augenblick hinaus den Blick für das Kommende und Künftige hatte. So hat er rechtzeitig alle Gedanken unterstützt, die auf die Gründung einer freigewerkschaftlichen Landarbeiterorganisation zielten. Und als der Deutsche Landarbeiter-Verband gegründet war, als in der ersten Zeit Schwierigkeiten zu überwinden waren, da war es immer wieder Karl Legien, der seinen grossen persönlichen Einfluss dem Verbande zur Verfügung stellte. Er wusste, dass von dem Erstarken der Landarbeiterbewegung, von der kulturellen Hebung des Landvolkes auch das Leben der Arbeiter in der Stadt eine entscheidende Beeinflussung erfahren würde. Er hat recht behalten. Die von ihm geförderte Landarbeitergewerkschaft ist heute zum Vortrupp der Gewerkschaftsbewegung geworden. Die zur Stadt strömenden Menschen des Landes sind heute nicht mehr Lohndrücker wie früher, sondern finden viel schneller als damals den Weg zu ihren Klassengenossen in Gewerbe und Industrie.



FRIEDRICH EBERT +

Wir denken mit der gleichen Anerkennung an Friedrich Ebert († 28. Februar 1925), der deutschen Republik erster Präsident. Als der Deutsche Landarbeiter-Verband am 21. bzw. 22. Februar 1909 (der letzte Tag ist der Geburtstag von August Bebel) gegründet wurde, waren es Friedrich Ebert und Karl Legien, die den Vorsitz in dieser denkwürdigen Sitzung führten. Auch später hat Friedrich Ebert wiederholt an Vorstandssitzungen des Deutschen Landarbeiter-Verbandes teilgenommen, bis dann andere Aufgaben in der Arbeiterbewegung ihn veranlassten, sein Vorstandsamt an Otto Braun, von dem wir noch berichten werden, abzugeben. Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen der spätere Reichspräsident mit Führern des Verbandes zusammenkam, war es stets Eberts erste Frage: "Wie steht es mit dem Deutschen Landarbeiter-Verband? Friedrich Eberts Name wird darum in der Landarbeiterbewegung nicht vergessen werden.



OTTO BRAUN

Und eines Dritten wollen wir heute noch gedenken: Otto Braun. Er war es, der am 7. November 1901 von Ostpreussen, wo er damals wirkte, ein Schreiben an die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands sandte mit der Anregung, eine Landarbeiterorganisation ins Leben zu rufen. Es vergingen zwar noch einige Jahre, bis es soweit kam. Die Anregung von Otto Braun lag aber vor und hat wesentlich zur Beschleunigung der Dinge beigetragen. Inzwischen hat sich viel geändert. Braun wurde nach der Revolution preussischer Landwirtschaftsminister und schliesslich Ministerpräsident. Auf unserer 2. Generalversammlung (Februar 1920) sagte er damals die Worte:

"Wenn man in agrar-konservativen Kreisen für mich das Wort geprägt hat, ich sei ein Minister für die Landarbeiter, so nehme ich, wenn das auch von den Urhebern nicht so gewollt war, es als Ehrentitel gern an. (Lebhafter Beifall.) Denn mir scheint es für einen Minister in der heutigen demokratischen Zeit ehrenvoller, als Sachwalter von Millionen kleiner Bauern und Landarbeiter zu gelten, als sich zum willfährigen Werkzeug jener grossagrarischen Konservativen machen zu lassen, durch deren Herrschsucht, Unverstand und Eigennutz das deutsche Volk mit in dieses Unglück gekommen ist. (Stürmischer Beifall.)"

Ob als Landwirtschaftsminister oder als Ministerpräsident, immer hat Otto Braun an die Nöte der Landarbeiter gedacht und an ihrer Hebung mitgearbeitet. Besonders zu danken haben ihm aber die Forstarbeiter, deren Arbeitsverhältnissen stets sein besonderes Interesse galt. Von Otto Braun dürfen wir erwarten, dass er auch in den kommenden Jahren der ländlichen Arbeiterschaft seine Hilfe nicht versagen wird.

Männer wie Karl Legien, Friedrich Ebert und Otto Braun mögen uns allen aber ein leuchtendes Beispiel sein. Wie sie, die an der Wiege des Verbandes standen, wollen wir tätig sein, der Arbeiterschaft in Feld und Wald den kulturellen Aufstieg zu sichern, auf den sie nach ihrer Bedeutung im Leben unseres Volkes einen berechtigten Anspruch hat.

Streiflichter aus der Arbeit des Verbandsvorstandes



Vin Ofrindring out Alwingtone Orbnitus ? sommet ift sina spriftan Hiltwith Al Sin tollaster son Hourgegratz. Francis der Probinities forft Toliam Takely! Alfunt quantity Infance vin with gift. Stalla dus amitffen Landarleiter. Apribandus Purphiredul nentou, nest lind suig nine. They Some Hull Hinge, Same of the Pan Piers glist, det dinge Grundstitu butseffure fot, mifun nort alla nine met sind mafer im Timen son Salame Takeby butikipu. I den with framera wine Just, it wo vender fartun norg Kucolike sjill fonduse us nu Opple forthe thousing, in on Allas Munffiff mans ellewolventhis trigh Teasy Tolunion



friend Ming And folgen.

for in her Graning fath valginia.

frish inder start And from privillation

Frish inder frien.

From first frien.

Jan In had for in him fin similar.

Of in out the formaling it on from

broganisation hall, maint in its sent

in in the Exbrit fries tinfaller frien

broganisation fall, maint in its sent

in in the Exbrit fries tinfaller frien

broganisation fall.



WALTER KWASNIK:

UNSERE PRESSE

Neben dem gesprochenen Wort in Versammlungen und Konferenzen, in Verhandlungen mit Arbeitgebern und Behörden wirbt und kämpft das geschriebene Wort für den Deutschen Landarbeiter-Verband und seine Ziele.

Das gesprochene Wort kann für den Augenblick stärker wirken. Die nüchterne Sachlichkeit und die innere Wärme des Gefühls, mit dem unsere ehrenamtlichen und besoldeten Funktionäre ihre Aufgabe, das heisst die Sache der Land- und Forstarbeiter, vertreten, wirkt unmittelbar. Das gilt zu einem Teil auch für das geschriebene Wort, aber dieses wirkt nicht nur für den Augenblick, sondern weit darüber hinaus. Es wirkt nicht nur für einen grösseren Zeitraum, sondern es wirkt auch im grösseren Kreis von Menschea. An die Stelle von wenigen Hörern treten Tausende, Zehntausende und Hunderttausende von Lesern.

Nicht mit Unrecht spricht man darum von der Macht der Presse. Die Gewerkschaften haben die Bedeutung ihrer Presse rechtzeitig erkannt und sind ständig bemüht, diese mit allen Kräften auszubauen. Auch unsere Organisation, der Deutsche Landarbeiter-Verband, besitzt ein umfangreiches Schriftwesen, auf das wir stolz sein können. Die beigefügten Titelseiten-Abdrücke geben dazu ein äusserliches Bild unserer Presseerzeugnisse.

Als Zentralorgan erscheint zweimal im Monat "Der Landarbeiter" mit den Beilagen "Landarbeiterrecht" und "Die Landarbeiterin". In dieser Zeitschrift kommt in erster Linie die offizielle Meinung des Verbandsvorstandes zu den wichtigsten Tagesfragen zum Ausdruck, und zwar unter Berücksichtigung der Interessen der im ganzen Deutschen Reich vorhandenen Mitglieder. Daneben gibt "Der Landarbeiter" auch Kreisen ausserhalb des Verbandsvorstandes Gelegenheit zur Meinungsäusserung.

Alle zwei Monate einmal crscheint das "Landarbeiter-Archiv". Es ist, wie sein Name sagt, eine Sammlung von archivarischem Material über die wichtigsten Landarbeiterverhältnisse. Es bringt die an keiner Stelle sonst veröffentlichten regelmässigen Nachweisungen über die Höhe der Tariflöhne, die Dauer der Arbeitszeit, des Urlaubs und andere Bestimmungen aus den Tarifverträgen. Daneben enthält es auch Material zur Beurteilung des landwirtschaftlichen Berufes innerhalb der Volkswirtschaft. Das "Landarbeiter-Archiv" bringt nicht nur die Anschauungen des Deutschen Landarbeiter-Verbandes, sondern lässt auch Raum für die Auffassungen, die aus anderen Kreisen kommen. Namhafte Wirtschaftsführer zählen darum zu unseren Mitarbeitern. Im Gegensatz zum "Landarbeiter" wird das "Landarbeiter-Archiv" nicht kostenlos, sondern gegen Entgelt abgegeben. Bezieher sind ausser unseren Vertrauensleuten die Arbeitgeberverbände, Behörden, landwirtschaftliche Schulen, Universitäten usw.

Zur Werbung unter den in Deutschland befindlichen polnischen Wanderarbeitern erscheint "Polski robotnik rolny w Niemczech" (Der polnische Landarbeiter in Deutschland). Für unsere Vertrauensleute und sonst interessierte Kreise erscheint diese Schrift auch regelmässig in deutscher Ausgabe.

Für die politische Tagespresse unserer Richtung erscheint mindestens einmal, in bestimmten Zeiten mehrmals in der Woche der "Pressedienst des Deutschen Landarbeiter-Verbandes". Er dient der Verbreitung von Material über Landarbeiterverhältnisse sowie allgemeinen Betrachtungen über die jeweilige Lage in der Landwirtschaft. Wir können mit besonderer Freude feststellen, dass an jedem Tage unsere Notizen in der Millionenauflage der politischen Arbeiterpresse ganz Deutschlands nachgedruckt werden. Durch Sonderdienst erfolgt zu gewissen Zeiten auch eine Beeinflussung eines Teiles der bürgerlichen Presse. Die zentrale Stellung unserer Verbandszeitschrift "Der Landarbeiter" macht es unmöglich, lokale Fragen ausreichend zu behandeln, es sei denn, dass diese Aufgaben besondere Bezirksbeilagen übernehmen. Bis zu einem derartigen Zeitpunkt wird das publizistische Bedürfnis unserer Gaue durch besondere Wochenblätter befriedigt. Allwöchentlich erscheinen darum: "Brandenburgische Landpost" (Berlin), "Der Landbote" (Liegnitz), "Sachsen-Land-Wald" (Dresden), "In Feld und Wald" (Erfurt), "Westdeutsche Landpost" (Hildesheim), "Der Landbote" (Halle), "Schleswig-Holsteinsche Landpost" (Kiel), "Ostpreussischer Landbote" (Königsberg i. Pr.), "Die Landpost" (Magdeburg), "Bayrisches Wochenblatt" (München), "Mecklenburger Landbote" (Rostock), "Pommerscher Landbote" (Stettin), "Süddeutsche Landpost" (Stuttgart).

Alljährlich erscheint der "Kalender des Deutschen Landarbeiter-Verbandes". Die von ihm erreichte Auflage von 60000 Stück ist ein Zeichen der Beliebtheit, die sich dieser Kämpfer für die Land- und Forstarbeiter immer wieder für ein laufendes Jahr erworben hat.

Das gedruckte Wort wird aber nicht nur durch unsere periodisch erscheinenden Schriften verbreitet. In unregelmässiger Zeitfolge erscheinen die verschiedensten Flugblätter, die entweder allgemein gehalten sind oder sich an bestimmte Berufsgruppen wenden oder an ein zeitliches Ereignis anknüpfen und insgesamt in Millionenauflage in das Land geworfen werden.

Daneben erscheinen die Schriften des Deutschen Landarbeiter-Verbandes: Broschüren, im Umfang schwächere oder stärkere Bücher, die sich mit den Lebensfragen der Arbeiter aus Feld und Wald beschäftigen.

Samenkörner werden so jeden Tag durch die Presse des Deutschen Landarbeiter-Verbandes in das Land gestreut. Samenkörner, die zu neuen Gedanken und Taten die Land- und Forstarbeiter anregen. So hilft unsere Presse mitarbeiten an dem grossen Werk der Befreiung aus den Fesseln der privatkapitalistischen Wirtschaft. Über die Demokratie in der Wirtschaft führt sie den Land- und Forstarbeiter zu einer Wirtschaft des Gemeinwohles, zum Sozialismus.



EMIL WOLDT: DIE STEINERNE SPARKASSE

Wenn jemand aus der Not eine Tugend macht, dann braucht diese Tugend keineswegs notdürftig zu sein. Mancher kommt aus Not zu Wohlstand und ist nachher selber darüber erstaunt.

Als wir im Jahre 1920 unser erstes Haus kauften, das Verbandshaus in Berlin, hatten wir wohl grosse Not an Raum, aber keineswegs Überfluss an Geld, um ein entsprechend grosses Haus zu beschaffen. Aber alles Klagen half nichts, die leitenden Männer mussten persönlich den Hals in die Schlinge stecken. Dann ging jedoch mit einigem Mut, Herzklopfen und einem Wechsel über eine halbe Million Mark die Sache vortrefflich. Die Folge ist, dass der Verband sein wunderbares Bureauhaus in Berlin besitzt, auf das alle Mitglieder mit Recht stolz sein können.

Aber wie uns der Rock in Berlin zu eng wurde, so auch stellenweise in der Provinz, nur mit dem Unterschied, dass die Sache schon leichter ging. Im Jahre 1921 wurden die Häuser in München und Rostock als Gauhäuser beschafft, dagegen kam das Erfurter Haus erst nach der Inflation im Jahre 1924 in unseren Besitz. Die Kreisgruppenhäuser in Gandersheim, Segeberg und Oldenburg i. H. erbauten resp. erwarben wir 1925 und schlossen damit zunächst unsere Grundstückerwerbungen ab.

Recht beachtliche Werte waren somit namentlich aus der Zeit der Inflation dem Verbande erhalten, und sind diese Werte als werbendes Kapital zu betrachten und werden auch überall so angesehen.

So sind auch wir aus Not zum Wohlstand gekommen, womit bewiesen ist, dass jedes Ding zwei Seiten hat.



EMIL HARTUNG:

ZIMMER 12

Im Moment, da ich das Kassenzimmer öffne, schnarrt der Fernsprecher, gleich als ob er guten Morgen sagen will. Rasch den Hörer ans Ohr. Wer ist's? Eine Firma, die sich beschwert, dass ihr Vertreter nicht empfangen wurde. Na, halb so schlimm! Wenn jeder Vertreter uns nur eine halbe Stunde versäumen dürfte, dann kämen wir wenig zur Arbeit. Die werden in der Fernsprechzentrale abgefangen und lassen dort ihren Schmerz ausströmen. Rasch Mantel und Hut ablegen und den Scheckbrief öffnen. Diese heilige Handlung beeinflusst weitgehend die Stimmung des Kassenmenschen. Na, heute ist es so, dass man sich nicht freuen und nicht ärgern braucht. Entscheiden wir uns fürs erstere, tun wir so als ob. Fröhlichkeit steckt an, das sehen wir am Leiter des Versandes, der mit der Meldung kommt, dass einige Formulare vergriffen sind. Er lächelt dabei, kann er auch mit seinen paar Fingerspitzen voll Sorgen. Kunststück! Nun kommt der Hauswart zur Tür herein, der lächelt aber nicht mehr, man hat ihn schändlich geärgert. Ein Mieter hat Papierfetzen zum Fenster hinausgeworfen und damit den Hof verunziert. Der Wortwechsel wird lebhaft, da allerhand Temperament in dem Manne schlummert. Aber auch vor der Haustür wurde wieder allerhand Allotria getrieben. Da soll sich die Polizei mal dreinlegen und Abhilfe schaffen — verlangt der Hauswart. Es gelingt nur langsam, seinen berechtigten Zorn zu dämpfen. Inzwischen ist der erste Posteingang ins Zimmer gebracht worden. Hundert- und tausendfältige Wünsche und Anliegen kommen da zum Vorschein, und wir fangen mit der Bearbeitung an. Aber schon klopft's wieder an der Tür. Die Buchhaltung verlangt Aufschluss, ob der Kreis Reppen Beitragsmarken erhalten soll in einem Wert, der noch nicht vom Vorstand genehmigt ist. Da das nicht geht, müssen wir erst mal an den Gau schreiben. Auch erledigt. Weiter in der Bearbeitung der Tagespost, Man fängt an zu diktieren, da rasselt wieder der Fernsprecher. Einige Gauleiter sind zu einer Besprechung erschienen, die Kasse soll teilnehmen; tut sie. So wechselt alle paar Minuten die Materie, mit der man sich zu beschäftigen hat, und der Vormittag ist fast zu Ende, als ein Kreisleiter kommt, der einige Aufschlüsse über Verwaltungsfragen haben möchte. Da alle seine Fragen im Leitfaden für die Angestellten behandelt sind, macht man ihn in schonender Weise darauf aufmerksam und verweist ihn auf Seite drei, Absatz drei des Leitfadens.

Wieder geht's ans Briefediktieren. Die zweite Post hat erhebliche Eingänge gebracht, aber nach einiger Zeit klopft es schon wieder. Auf das Herein kommt ein Mann herein, der auf Grund von vielen Bescheinigungen den Anschein erwecken will, dass wir unbedingt von ihm etwas kaufen müssen. Es hält schwer, ihn zu überzeugen, dass dies nicht geht. Erst nachdem der Hauswart ihn in seine treue Obhut genommen hat, zieht er tief betrübt ab. Es geht wirklich nicht mit dem Kaufen, die Erfahrung lehrte, dass man stets übers Ohr gehauen wird bei diesen Leuten.

Nun kommt die Kollegin aus der Unterstützungsabteilung und stellt einige Grenzfälle klar, damit die Mitglieder keinen Schaden leiden. Auch die Verlagsabteilung bespricht einige Neubeschaffungen und Änderungen. So zieht kaleidoskopartig das Verbandsleben durch das Kassenzimmer. Überall hat der Kassierer Anteil, und manch ein Tag vergeht, an dem er alles und noch etwas vollbracht hat, nur als Kassierer war er nicht tätig. Daher der Name Kassierer.

WILHELM BERNIER: EIN RÜCKBLICK IN DIE VERGANGENHEIT, EIN AUSBLICK IN DIE ZUKUNFT

"Eine frohe Botschaft" betitelte sich die Überschrift des Leitartikels in der ersten Nummer des Verbandsorgans des DVL. im Juli des Jahres 1909. In kurzen, festumrissenen Worten wird die Notwendigkeit zur Schaffung einer Landarbeiterorganisation nachgewiesen. Mit aller Deutlichkeit wird aber auch den Landarbeitern gesagt, dass es an ihnen selbst liegt, die Kulturschande, unter der sie leben müssen, zu beseitigen. Hoffnungsfreudig heisst es dann an einer Stelle: "Die Landarbeiter werden sich aus ihrer tieftraurigen Lage befreien, wenn sie sich zu einer starken, festgefügten Organisation zusammenschliessen."

Diese "frohe Botschaft" fand unter den deutschen Landarbeitern günstigen Boden. Bis zum Kriegsausbruch zählte der Verband über 20000 Mitglieder. Diese 20000 waren auch zum grössten Teil darüber im klaren, dass der Kampf mit dem stark organisierten Unternehmertum kein leichter sein würde; sie waren sich auch darüber einig, dass grosse Erfolge für sie persönlich nicht in Frage kommen würden. Was diese ersten Vorkämpfer bewegte, sich dem DLV. anzuschliessen, war die Erkenntnis, dass der Anfang mit der Schaffung einer Interessenvertretung für die deutschen Landarbeiter endlich gemacht werden musste. Wenn wir heute an jene Zeit zurückdenken, dann entsinnen wir uns noch so manches braven Landarbeiters, der mit uns gemeinsam in seinem einsamen Dorf jede freie Stunde opferte, um die anderen Kollegen für die Organisation zu gewinnen. Mancher von den damaligen Kämpfern ist heute nicht mehr unter uns. Sehr viele haben gewiss der Landwirtschaft den Rücken gekehrt und in der Industrie oder in anderen Gewerben Arbeit gefunden. So manchen hat auch der Tod von unserer Seite gerafft, und nur ein verhältnismässig kleiner Teil wird heute noch im DLV. seinen Mann stehen. Die letzteren und auch wir haben damals nicht geahnt, welche Veränderungen in 20 Jahren vor sich gehen werden. Jeder von uns hätte, wenn ihm damals gesagt worden wäre, dass im Jahre 1929 der DLV. über 150000 Landarbeiter in sich vereinigt, ungläubig den Kopf geschüttelt. Eine solche Entwicklung hätte niemand für möglich gehalten.

Wenn dama's in der "frohen Botschaft" gesagt wurde, dass der Verband die Möglichkeit gewähre, auf die Gestaltung des Lohnes, der Arbeitszeit und auf die Gestaltung des Arbeitsvertrages einen entscheidenden Einfluss auszuüben, so war dies Zukunftsmusik.

Und doch ist alles viel schneller gekommen, als wir damals annahmen. Der Krieg brachte eine vollständige Umwälzung der Verhältnisse. Die Erlösung der Landarbeiter aus dem Zustand der Rechtlosigkeit infolge Aufhebung der Ausnahmegesetze war eine Tat, die die Landarbeiter aus eigener Kraft vielleicht erst nach einem halben Jahrhundert durchgesetzt hätten. Die Schaffung der Vorläufigen Landarbeitsordnung gab erst die Möglichkeit zur Schaffung von vernünftigen Arbeitsverträgen.

Was für ein ungeheurer Fortschritt hierin liegt, können nur diejenigen ganz erkennen, die die Geschichte der Arbeiterbewegung in ihrem Kämpfen und Ringen um mehr Freiheit richtig einzuschätzen wissen. Mit einem Schlage wurde der Landarbeiterschaft etwas in den Schoss geworfen, worum die gewerbliche Arbeiterschaft jahrzehntelang, ja man kann sagen Jahrhunderte hindurch hat kämpfen müssen. Dies sollten doch diejenigen bedenken, die heute bei jedem nicht genügenden Erfolg mit dem Austritt aus der Organisation drohen.

Instinktiv spürte auch die Landarbeiterschaft damals den ungeheuren Sprung. Das kam zum Ausdruck in dem Hineinströmen in den Verband gleich nach der politischen Umstellung. Aber mit einer vorübergehenden gefühlsmässigen Einstellung konnten die Dinge nicht gemeistert werden. Zum Kampf um die Freiheit gehört etwas mehr. Hierzu bedarf es einer von hoher Erkenntnis der politischen und wirtschaftlichen Dinge getragenen Arbeiterschaft. Diese Kämpfer konnten nicht aus dem Boden gestampft werden. Eine jahrhundertelang in Fesseln gehaltene und jeder Freiheit beraubte Arbeiterschaft konnte nicht von heute auf morgen sich das Wissen aneignen, das notwendig ist im Kampfe um die Befreiung der Arbeiterklasse. Aber selbst wenn die gesamte Arbeiterschaft das notwendige Wissen und den Willen gehabt hätte, die Verhältnisse anders zu gestalten, so wäre dies nicht möglich gewesen, weil die neue Zeit unter unglücklichen, das ganze Wirtschaftsleben zerrüttenden Zuständen geboren wurde. Auch in dem Befreiungskampfe der Arbeiterschaft gibt es

eherne Gesetze, die erfüllt werden müssen. Allem künstlich Geschaffenen ist der dauernde Erfolg versagt. Weil dem so ist, ist auch manches für die Arbeiterschaft Erreichte wieder verlorengegangen oder wird bis heute künstlich aufrechterhalten.

Diesen Zustand zu beseitigen, ist die zunächst zu leistende Arbeit der organisierten Landarbeiterschaft. Die Beseitigung dieses unnatürlichen Zustandes ist Vorbedingung zu weiteren Fortschritten und Erfolgen. In dieser Beziehung ist in den letzten Jahren geradezu Hervorragendes geleistet worden. Dies zeigen die Konferenzen und Versammlungen der Land- und Forstarbeiter. Der Same, der von der Organisation ausgestreut wurde, ist auf fruchtbaren Boden gefallen. Es ist erstaunlich, welches Wissen und welchen hohen Grad von Bildung sich die Funktionäre des DLV. neben ihrer schweren landwirtschaftlichen Berufsarbeit angeeignet haben. Dieses Wissen hat auch dazu beigetragen, dass die Mitglieder die Kraft der Organisation richtig einschätzen. Alle Ratschläge von überradikaler Seite finden deshalb keinen Resonanzboden im DLV. Mit beiden Füssen auf dem Boden der Wirklichkeit stehend, wird jeder Schritt im Kampf um die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse reiflich überlegt. In diesem ruhigen, zielsicheren Auftreten liegt der weitere Erfolg und der Fortschritt der Organisation begründet.

Der Kampf um die Verbesserung der Existenz ist für die Landarbeiter ganz besonders schwer. Vorurteile und Unkenntnis der Verhältnisse standen dem Fortschritt im Wege. Bis weit in die Kreise der Industriearbeiter hinein war man bis in allerletzte Zeit von den guten auskömmlichen Lohn- und Lebensverhältnissen der Landarbeiter überzeugt. Meisterhaft hatten die Arbeitgeber es verstanden, der Offentlichkeit das Märchen von dem Wohlleben der Landarbeiter infolge ihrer Naturalentlohnung aufzubinden. Es bedurfte erst einer fleissigen, rührigen und stetigen Arbeit des Verbandes, diese falschen Auffassungen zu beseitigen. Die Errechnung des wirklichen Geldwertes der als Lohn gewährten Naturalien brachte erst völlige Klarheit über die miserable Entlohnung der Landarbeiterschaft. Erst allmählich ist es dem Wirken des DLV. gelungen, eine Umstellung in der Auffassung herbeizuführen. Heute weiss jeder Mensch, wie es um die Lebensverhältnisse der Landarbeiter bestellt ist. Diese Arbeit des Verbandes beruhte auf dem Grundsatz, dass man, wenn man die Verhältnisse verbessern will, erst die bestehenden Zustände in ihren Schwächen und Mängeln erkennen muss.

Heute ist sich alles einig in der Forderung: Den Landarbeitern Industriearbeiterlöhne! Ohne die Arbeit des DLV, würde sich kein Mensch um das Elend der Landarbeiter bekümmern. Heute müssen selbst alle Agrarwissenschafter die miserable Entlohnung der Landarbeiter anerkennen. Auch die Arbeitgeber trauen sich bei den Lohnverhandlungen nicht mehr, sich gegen die Forderungen der Arbeiter mit der Begründung zu wehren, dass der Lohn der Landarbeiter ausreichend sei. Wenn es hier und da von einem Syndikus eines Arbeitgeberverbandes noch geschieht, so werden solche Ausserungen nicht mehr ernst genommen. Um aber gründliche Arbeit zu leisten und auch für die Zukunft diese richtige Auffassung zu erweitern, wird der DLV. durch seine jetzt vorgenommene Statistik über Haushaltungsrechnungen von Landarbeitern seine Arbeit in diesem Sinne vollenden. Die bisherige Arbeit ist als erste Etappe in dem Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu betrachten.

Die Tätigkeit des Verbandes in der Vorkriegszeit in bezug auf Erhöhung der Löhne, auf die Verkürzung der Arbeitszeit und sonstige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen war mehr eine moralische zu nennen. Durch die fortgesetzte Kritik der ganz schlimmen Verhältnisse in der Verbandszeitung wurde manche Verbesserung in den einzelnen Betrieben erzielt. Nur in ganz vereinzelten Fällen war durch die Arbeitsniederlegung ein Erfolg zu erzielen. Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse in der Nachkriegszeit. Durch die Schaffung von Tarifverträgen war es möglich, in fast allen Gebieten Deutschlands die Lohn- und Arbeitsverhältnisse zu regeln. Die Erhaltung dieser Tarifverträge ist eine Notwendigkeit, weil erst hierdurch die Sollbestimmungen der Vorläufigen Landarbeitsordnung für die Landarbeiter sich praktisch auswirken können. Durch die Tarifverträge sind zum grossen Teil die Einzelverträge überflüssig geworden. Wo aber solche noch abgeschlossen werden, dürfen sie den Bestimmungen des Tarifvertrages nicht zuwiderlaufen. Eine Verschlechterung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse durch Abschluss von Einzelverträgen ist also nicht möglich. Durch den Abschluss von Tarifverträgen war es auch möglich, der Landarbeiterschaft in den zurückgebliebenen Gegenden in der Entlohnung und in bezug auf eine geregelte Arbeitszeit mit zu helfen. Anderseits steht dem allerdings als Nachteil gegenüber, dass manche Gebiete für sich infolge der guten Organisation bessere Verhältnisse zu schaffen in der Lage wären. Aber auch hier muss man sich leiten lassen von dem Gedanken, dass die Organisation die Pflicht hat, für alle Landarbeiter bessere Verhältnisse zu schaffen. Anderseits müssen wir uns auch leiten lassen durch den alten Erfahrungsgrundsatz, nach dem der bestbezahlte Bezirk auf die Dauer sich nicht allein helfen kann, sondern dass der Lohn schliesslich nur dann steigen wird, wenn die niedrig entlohnten Bezirke in der Bezahlung mit vorwärtskommen.

Wenn ein Ausbau des Tarifvertragswesens erfolgen soll, dann ist es notwendig, dass manches nachgeholt wird. Die Vorbedingungen, die zur Schaffung und zur Erhaltung der Tarife erfüllt werden müssen, sind leider nicht überall vorhanden. Zu einem geordneten Tarifverhältnis gehören zwei starke Organisationen. Die starke

durch schon einen ordnungsmässig gewählten Betriebsrat haben, wenn auch die sogenannte Wahl schon mehrere Jahre zurückliegt. Andere wieder sind mit den Wahlvorschlägen einverstanden, die ihnen der Inspektor oder ein sonstiger Vertrauter des Arbeitgebers unterbreitet. Etliche Kollegen fragen sogar erst den Arbeitgeber, ob er es ihnen gestattet, das Amt eines Betriebsrats anzunehmen. So liessen sich noch Dutzende von Beispielen anführen, die sich der Durchführung des Betriebsrätegesetzes hindernd entgegenstellen. Es muss bei den wenigen bleiben, weil sonst der Raum dieses Buches nicht ausreichen würde, um all die Vorkommnisse und Leiden der Kollegen in der Betriebsrätebewegung zu schildern. Aber diese wenigen Schwierigkeiten anzudeuten ist notwendig, damit sie von den Fernstehenden bei der Beurteilung der Frage, ob die ländlichen Arbeiter alles für die Durchführung des Gesetzes getan haben, nicht ganz ausser acht gelassen werden.

Da der Verbandsvorstand durch das Verbandsstatut und durch Kongressbeschlüsse verpflichtet ist, für die Durchführung des Betriebsrätegesetzes zu wirken, durfte er sich insbesondere den Schwierigkeiten nicht verschliessen, sondern musste auf Abstellung hinwirken. Deshalb hat er die Aufgabe, den notwendigen Willen und Mut bei den Kollegen zu wecken, dass sie das Amt des Wahlvorstandes des Betriebsrates annehmen, und zweitens, sie mit Kenntnissen auszurüsten, damit sie das Wahlverfahren beherrschen und ihre Rechte und Pflichten nach dem Gesetz wahrnehmen können.

Diese gewiss nicht leichten Aufgaben zu erfüllen, sind die Gründe und der Zweck des Betriebsräte-

kursus mit dem Ziele der grösstmöglichen Aufklärung und Durchbildung.

Da unsere Betriebsräte in der Land- und Forstwirtschaft meistens in dem Alter von 35 bis 50 Jahren sind und ausserdem in den Sommermonaten die längste Arbeitszeit und die schwerste Arbeitsleistung zu verrichten haben, machte es dem Verbandsvorstand einige Schwierigkeiten, die richtige Schulungsmethode für sie herauszufinden. Es ist nicht so einfach, wenn solche alten Knaben noch einmal die Schulbank drücken müssen. In dem Alter sind die meisten Menschen vom Studieren und Lernen nicht gross eingenommen. Die Bildung ist abgeschlossen, sie haben meistens über die Dinge eine gefestigte Meinung und sind ausserdem naturgemäss stark auf ihre Berufsarbeit eingestellt. Hauptsächlich in der Bestell- und Erntezeit sind sie nach getaner Arbeit müde und abgespannt und deshalb wenig aufnahmefähig. Die schöne Sommerzeit mit den langen Tagen eignet sich am wenigsten dazu, um unsere Bildungsbestrebungen zu fördern. Wenn der denkende Industriearbeiter zum Buche, zur Zeitung greift oder sich einem gesunden Sport widmet, um seinen Körper und seine Nerven zu stählen, um sein Wissen zu vervollkommnen, muss der Landarbeiter auf seinem Deputatacker arbeiten, um das Notwendige für seine meist sehr zahlreiche Familie herbeizuschaffen. Der Barlohn reicht zur Unterhaltung der Familie nicht aus. Der Deputatacker, der Deputatiohn sind aber die schwersten Fesseln, die dem Landarbeiter wie Blei an den Füssen hängen und ihn immer wieder zurückreissen ins Joch der überlangen Arbeitszeit, in die Unwissenheit, wenn er den Ansatz zum Aufstieg unternimmt. Als beste Schulungszeit eignen sich daher die Wintermonate. Daran werden wir wohl auch in Zukunft noch einige Zeit festhalten müssen. Die idealste Schulungsmethode und wohl die erfolgreichste würde die sein, wenn wir die Betriebs-

Die idealste Schulungsmethode und wohl die erfolgreichste würde die sein, wenn wir die Betriebsräte einfach aus der Arbeit herausnehmen und 14 Tage nach dem Verbandshaus oder nach der Bundesschule des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in Bernau zusammenholen könnten. Die Kollegen müssten dann im Internat leben, d. h. in der Schule mit Beköstigung wohnen, nebenbei dem Unterricht nach einem gut aufgebauten Lehrplan beiwohnen, sportliche Übungen pflegen und sich im übrigen einer strengen Hausordnung einfügen. Dass da der Kellner nicht mit Bier und sonstigen alkoholhaltigen Getränken herumgeht, und dass man sich des Abends dem Studium widmen muss, versteht sich am Rande. Da wir uns nun eine derartige gute Schulung wegen der hohen geldlichen Ausgaben und auch wegen der Entlassungsgefahr fürs erste noch nicht leisten können, mussten wir uns mit den bekannten Wanderkursen begnügen. Als Schulungstage für diese Kurse kommen nur der Sonnabend und der Sonntag in Frage. An den anderen Tagen ist es eben nicht möglich, die Betriebsräte von einer Kreisgruppe zusammenzubekommen.

Der Lehrplan ist unseren besonderen Verhältnissen angepasst und richtet sich danach, ob ein oder zwei Tage zur Verfügung stehen. Der Lehrplan ist wie folgt geordnet:

1. Fachwissenschaftlicher Vortrag.

2. Das Wahlverfahren. Erläutert an praktischen Beispielen.

Ein Jahr Betriebsrätepraxis. Ebenfalls erläutert an praktischen Beispielen.

Der Verlauf der Kurse zeigte, dass der Verbandsvorstand den Verhältnissen nach vorläufig die richtige Unterrichtsform gewählt hat. Die Teilnehmer waren mit der grössten Aufmerksamkeit bei der Sache. Sie mussten aber auch praktisch mitarbeiten, denn alle Besucher waren zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengefasst. Alle Kursusteilnehmer zusammen bildeten einen landwirtschaftlichen Betrieb mit Angestellten, Arbeitern und Arbeiterinnen. Da gab es Arbeitgeber, die noch in patriarchalischen Zeiten lebten und daher durchaus nicht verstehen konnten, dass die Be-

legschaft einen Betriebsrat wählen wollte. Sie wussten auch sonst an der Arbeitsleistung herumzumäkeln. Es gab aber auch Arbeiter, die allzu scharf dem Arbeitgeber zu Leibe rückten. Ferner auch noch Verbandsfunktionäre, Wahlvorstände und Betriebsräte, die streng nach der Wahlordnung und dem Betriebsrätegesetz handelten. Es ging ein frischer und arbeitsfroher Zug durch alle Handlungen.

Die praktische Unterrichtsmethode ist immer die beste. Die Kollegen können dabei am besten sehen, wie Betriebsräte handeln sollen und was unterbleiben muss.

Allen Kollegen, die durch ihre Mitarbeit zum guten Gelingen der Kurse beitrugen, gebührt Dank. Sie leisteten Aufklärungsarbeit im Dienste unserer Organisation.

Bei dem Erreichten darf es aber nicht bleiben. Ein jeder Kollege kann dazu beitragen und helfen, dass wir in den Betrieben, wo unser Verband überwiegenden Einfluss hat, auch einen Betriebsrat bekommen. Es ist ferner dafür einzutreten, dass alle Vorkommnisse im Betriebe in strengster Anlehnung an das Betriebsrätegesetz und im Einverständnis mit den Verbandsinstanzen erledigt werden. Erst dann wird der Wert des Betriebsrätegesetzes zur Auswirkung kommen.

Erst dann werden die Land- und Forstarbeiter erkennen können, was sie für eine Waffe mit dem Gesetz bekommen haben, und wie wirkungsvoll sie in unserem Befreiungskampf verwendet werden kann.



HANS SCHMAUS:

DER DEUTSCHE WEINBAU UND SEINE ARBEITER

Dich, liebe Leserin und lieber Leser, will ich durch diese Zeilen mit einem der wichtigsten Spezialberufe der deutschen Landwirtschaft, dem deutschen Weinbau, und seinen Arbeitern bekannt machen. Wie alle Gütererzeugung im Wirtschaftsleben in irgendeiner Form und Zeit ihren Anfang genommen hat, so auch die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte und mit ihr der deutsche Weinbau. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung finden wir die Einführung der Weinkultur durch die Römer in Deutschlands Gauen, vor allem am sagenumwobenen Vater Rhein. Von dieser Zeit an kann erst davon geredet werden, dass die Weinrebe aus ihrer ursprünglichen Heimat Asien den Weg nach unseren rauheren Gegenden des europäischen Festlandes gefunden hat. Die jahrhundertelange Kultivierung der Rebe und die fortschreitende Entwicklung der Völker hat dazu geführt, dass sich der deutsche Weinbau seit langer Zeit einen nicht zu unterschätzenden Weltruf erobert hat. Die Geschichte des Weinbaues, von der uns die ausgezeichneten Museen in Mainz und Speyer ein beredtes Zeugnis ablegen, zeigt neben der zahlreichen Literatur am allerbesten, mit welchen Gefahren und Widerständen gekämpft werden musste, bis die deutsche Weinerzeugung auf ihre jetzige Höhe gebracht werden konnte.

Heute ist der "Deutsche Weinbau" ein gewaltiger Faktor in der deutschen Volkswirtschaft. Nicht nur in Dichtungen und Liedern wird deutscher Wein verherrlicht und besungen, sondern auch in allen Weltausstellungen hat sich dieses Spezialprodukt einen klingenden Namen und die höchste Auszeichnung errungen. So 1867 und 1900 in Paris, 1875 in Wien, 1876 in Philadelphia, 1880 in Melbourne und 1893 in Chikago. Volkswirtschaftlich betrachtet, erkennt man an den Zahlen, die statistisch festliegen, die besondere Bedeutung dieses Spezialzweiges der Landwirtschaft. Fast drei Millionen Menschen sind vom Weinbau und dessen Weiterverarbeitung abhängig und finden dabei ihren Erwerb und ihre Lebensexistenz.

Abhängig von geographischen, klimatischen und Witterungsverhältnissen, ist der Weinbau mehr als ein anderer Zweig der deutschen Landwirtschaft nur auf ein kleines Gebiet im Westen Deutschlands beschränkt. Weintrauben gedeihen nicht in den nordischen Gefilden Ostelbiens, sondern in den wärmeren Tälern und an sonnenbeschienenen Hängen des Rheines und seiner Nebenflüsse, am Neckar, Main, an der Enz, Nahe, Mosel, Saar, Ahr und Ruwer.

Die Ernteergebnisse an Quantität und Qualität sind ganz besonders vom Klima und der Witterung abhängig und können nicht wie beim Körner- und Hackfruchtbau gleich nach der Lese im Herbst auf den Markt gebracht werden.

Besieht man sich die Anbaufläche und den Ernteertrag von 1927, so zeigt sich um so deutlicher die volkswirtschaftliche Bedeutung dieses Zweiges der Landwirtschaft, dem diese Zeilen gewidmet sind. Auf einer Gesamtanbaufläche von 72 749 Hektar, davon ein Viertel in der Rheinpfalz und Franken, war der Ertrag 1 427 619 Hektoliter, dessen Wert rund 100 Millionen Mark beträgt.

Die Besitzverteilung liegt im Weinbau auch wesentlich anders als bei der übrigen Landwirtschaft. Der Grossbesitz kommt hier weniger in Erscheinung als der Kleinbesitz, in dessen Händen sich fast 90 Prozent der Gesamtfläche befinden, darunter Besitzgrössen von einem halben Morgen, meistens bei den Weinbergsarbeitern.

Der deutsche Weinbau als ein wichtiger Zweig der deutschen Volkswirtschaft hat von Zeit zu Zeit, wie jeder andere Beruf, an Krisen zu leiden, die nur durch gute Weinjahre wieder wettgemacht werden können. Das grösste Leid haben bei schweren Rückschlägen und Missernten in erster Linie die kleinen Winzer und Weinbergsarbeiter, unsere Kollegen, zu tragen.

Die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen geht zeitweise unter den gleich schwierigen Verhältnissen vor sich wie bei den Arbeitern der übrigen Land- und Forstwirtschaft. Die Weinbergsarbeiter sind ebenso Facharbeiter in ihrem Berufe, denn nur durch Sachkenntnis ist es möglich, die Weinberge so zu bebauen, wie es zum guten Gedeihen notwendig ist. Die mühevolle Arbeit an den steilen Hängen der Mosel, Ahr und Saar sowie der Hardt und des Rheinlandes bei glühendem Sonnenbrand wird heute leider auch noch nicht so bezahlt, wie es zur Befriedigung aller Lebensbedürfnisse notwendig wäre. Der grösste Teil der Jahresarbeit wird in Akkord ausgeführt und beginnt mit dem Schneiden der Rebe bis zur Hackung des Geländes und der im Herbst sehnlichst erwarteten Weinlese.

Von Natur aus ein fröhliches, heiteres Volk, aufbrausend und schäumend wie der herrliche Wein, haben die Arbeiter des deutschen Weinbaues früh erkannt, dass sie aus ihrer Läge nur befreit werden können durch festen Zusammenschluss im Deutschen Landarbeiter-Verband. Auch ernste Kämpfe blieben ihnen nicht erspart.

Der erste Streik der Winzer in der Pfalz im Frühjahr 1914, der vier Wochen gedauert hat und vom Schreiber dieser Zeilen mit 150 Beteiligten geführt wurde, konnte durch Abschluss des ersten Tarifvertrages beendet werden. Nach Beendigung des Krieges trat zu allen anderen Schwierigkeiten noch die Besetzung des Rheinlandes und damit der wichtigsten Weinbauorte. Wer die ersten drei Jahre der Besatzungszeit mitgemacht hat, kann sich ein Bild davon machen, wie schwer es war, die Organisation der Weinbergsarbeiter wiederaufzubauen, um dadurch die Lohnund Arbeitsbedingungen tariflich regeln zu können.

Sie ist gelungen und wird sich weiter vorwärtsentwickeln, je mehr sich alle Kollegen in den Dienst ihrer eigenen grossen Sache, des Deutschen Landarbeiter-Verbandes, stellen.

Wenn die Rheinlande endlich frei von der moralisch und wirtschaftlich drückenden Last der fremden Truppenteile gemacht werden, dann werden auch der deutsche Weinbau und seine Arbeiter den Aufstieg nehmen, der ihnen auf Grund ihrer Spezialarbeit unbedingt zukommt.

Wenn es dir, lieber Freund, bei irgendeiner feierlichen Gelegenheit vergönnt ist, einen Schoppen deutschen Weines zu trinken, dann erhebe auch du dein Glas zum Wohle aller im Weinbau Tätigen, besonders der dortigen Arbeiter.

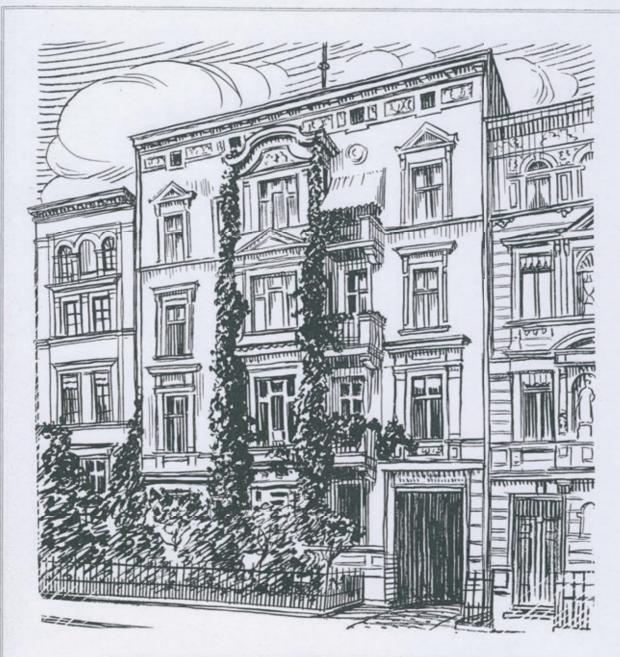
Es ist jedem möglich, ab und zu ein schönes Glas Wein zu trinken, es kommt bestimmt nicht teurer als übermässiger Bier- oder Fuselgenuss. So berechtigt und notwendig die Werbeplakate für Milch-, Obst- und Roggenbrotkonsum angesehen werden, ebenso berechtigt und volkswirtschaftlich wichtig sind die Werbeplakate mit der Aufschrift: "Trinkt deutschen Wein."

Wenn die gesamte werktätige Bevölkerung Deutschlands, gleichviel welchen Beruf sie hat, den Wert ihrer gewerkschaftlichen Berufsorganisation erfasst hat, dann kann mit Hilfe der Organisation auch die Möglichkeit geschafft werden, dass jeder Deutsche das edelste deutsche Produkt, den deutschen Wein, mag er von der Rheinpfalz, dem Rheingau, Rheinhessen, vom Frankenlande oder vom Neckar und der Enz, von der Ahr, Saar, Ruwer, Mosel oder Nahe sein, mag er im Saaletal, an den Elbehöhen von Meissen oder in Grünberg i. Schles. gedeihen, nicht nur dem Namen nach kennt, sondern auch durch eigenen Genuss schätzen lernt.

Ich erhebe mein Glas auf das Wohl aller im Deutschen Landarbeiter-Verband organisierten Land-, Forst- und Weinbergsarbeiter und -arbeiterinnen.

"Stärkt den Verband, stählt die Kraft, dann habt ihr die Macht!"

Aus der Bildwerkstätte des Verbandes



DAS VERBANDSHAUS IN BERLIN



Die Titelseiten der Publikationen des Verbandsvorstandes



Aus der Flugblattmappe des DLV.



Gauhaus in München



Gauhaus in Erfurt



Gauhaus in Rostock



Kreisverwaltung Oldenburg in Holstein



Versammlung streikender Landarbeiter auf dem Marktplatz in Oels (Schlesien) 1923



Landarbeiterdemonstration in Neuhaldensleben (Prov. Sachsen), Juni 1926



Landarbeitertag in Pritzwalk (Prov. Brandenburg) 1926



Streikende Landarbeiter überführen ihren verstorbenen Kollegen zur Ruhe in heimatlicher Erde, da Arbeitgeber Fuhrwerk verweigerte. Königsberg i. Pr. Frühjahr 1924



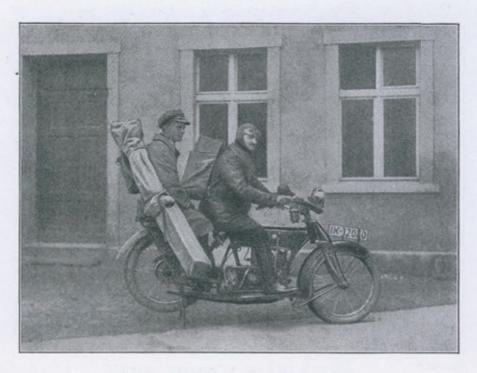
Die Zahlstelle Westhofen im Festzuge beim "Fest der Arbeit" in Worms. 10. Juni 1928



Landarbeiterfest in Querfurth (Prov. Sachsen). Juli 1927



Mitglieder der Kreisgruppe Liegnitz fahren zur Ausstellung der DLG, nach Breslau. 1926



Mit dem Lichtbildapparat zur Versammlung



Des Landarbeiters Weihnachtstraum

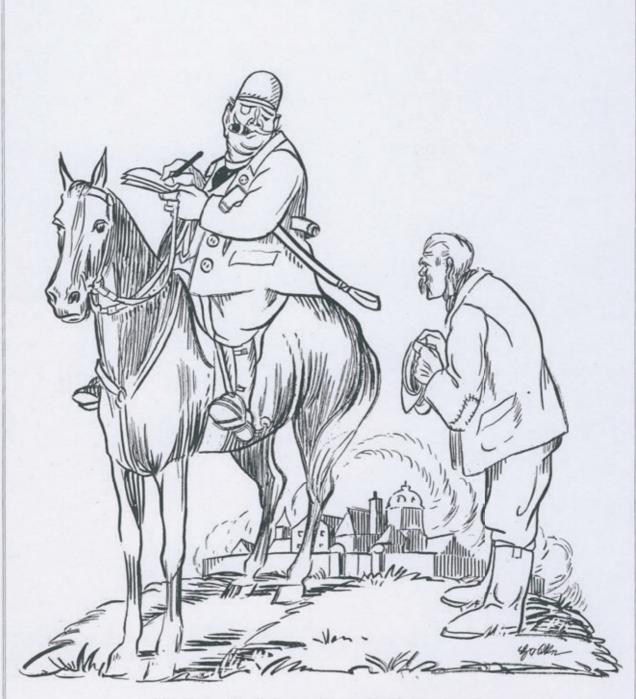


Die Technische Nothilfe, eine Hilfstruppe der landwirtschaftlichen Arbeitgeber



Bei der Tarifverhandlung

Wir sehen auf der einen Seite die Vertreter der Arbeitgeber, auf der anderen Seite die Arbeitervertreter. Auf der Seite der Arbeitgeber sehen wir ferner den gewaltigen Schatten der unorganisierten Landarbeiter, als einen unsichtbaren aber nicht unwirksamen Helfer der Unternehmer.



Wo kein Betriebsrat ist und kein Verband



Mitglieder des Betriebsrates bei ernster Beratung für die Verbesserung der Betriebsverhältnisse



Fort mit dem Tarifvertrag

Das ist das Feldgeschrei der land- und forstwirtschaftlichen Arbeitgeber. Sie haben ihren Grund dafür. Ein Tarifvertrag zwingt sie zur Zahlung eines bestimmten Lohnes. Das ist ihnen unangenehm. Es hat ihnen früher besser gefallen, als sie den Lohn selbstherrlich und nach freiem Ermessen festsetzen konnten.



Der Lohn ist karg, die Not ist gross, Das ist des Landmanns Lebenslos.





In ernster Sorge ist die Landarbeiterin bei der Arbeit. Sie denkt der Kinder, die unbeaufsichtigt zu Hause bleiben mussten,



Wie es kommt, wenn Vater und Mutter auf Arbeit sind Drei Kinder verbrannt. Stannowitz bei Striegau 1928.



Von der Arbeit der andern leben, ist eine Köstlichkeit der Welt



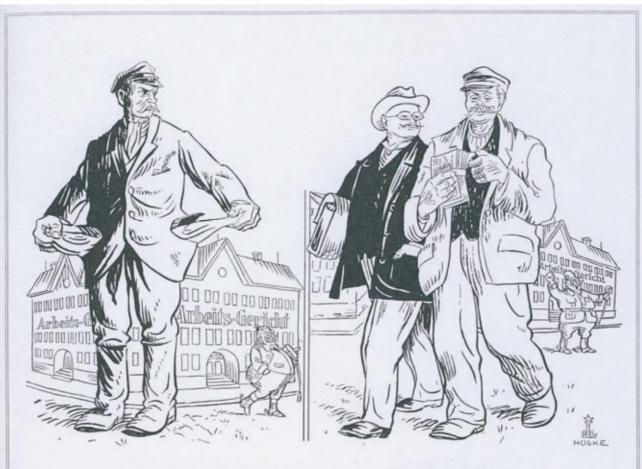
DungblütenDieses Bild bedarf keiner weiteren Erklärung.



Zweierlei Moral



Die Landarbeiter und nicht die landwirtschaftlichen Unternehmer müssen das dicke Ende in der Hand haben



Der Unorganisierte Der Organisierte vor dem Arbeitsgericht

Erfolge des Rechtsschutzes im DLV.

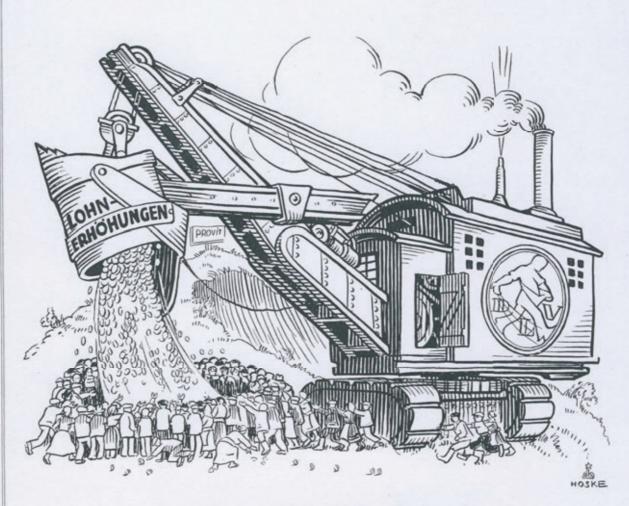
Zahl der Rechtsschutzfälle: 1927: 7967 1928: 9430

Gesamtwert der ausgeklagten Deputate und Geldbeträge: 1927: 642 072 RM. 1928: 759 709 RM.



Erst so,





An Lohnerhöhungen wurden 1928 erreicht: für 1359 085 männliche Arbeiter 1830 611 RM. pro Woche für 763 930 weibliche Arbeiter 859 026 RM. pro Woche



Begräbnisbeihilfe wurden in den Jahren 1926—1928 gezahlt: 78796 RM.



Krankenunterstützung zahlte der Verband seinen Mitgliedern in den Jahren 1926—1928: 254085 RM.

Aus der erzählenden und darstellenden Kunst über das Landarbeiterleben



"Triumphzug der Arbeit" Nach einem Gemälde im Sitzungssaal unseres Verbandshauses in Berlin

O wag' es doch!

Wach auf! Wach auf! Die Morgenluft
Schlägt mahnend an dein Ohr —
Aus deiner tausendjährigen Gruft
Empor, mein Volk, empor!
Lass kommen, was da kommen mag:
Blitz auf, ein Wetterschein!
Und wag's, und wär's nur einen Tag,
Ein freies Volk zu sein!
Herwegh (1845)

Zwanzig Jahre Verband

Eilenden Wolken gleich, Tage, seid ihr vergangen, Kurze Atemzüge der flüchtenden Zeit, Und wir breiten wieder die Arme weit, Neue Tage aus ewigem Schoss zu empfangen.

Nie versiegende Quelle, Fluss aus dem dunklen Nichts, Wundergeschenke trägst du auf deinen Wellen: Tage der Sonne, Tage des strömenden Lichts, Die unser zaghaftes Auge mit Hoffnung erhellen.

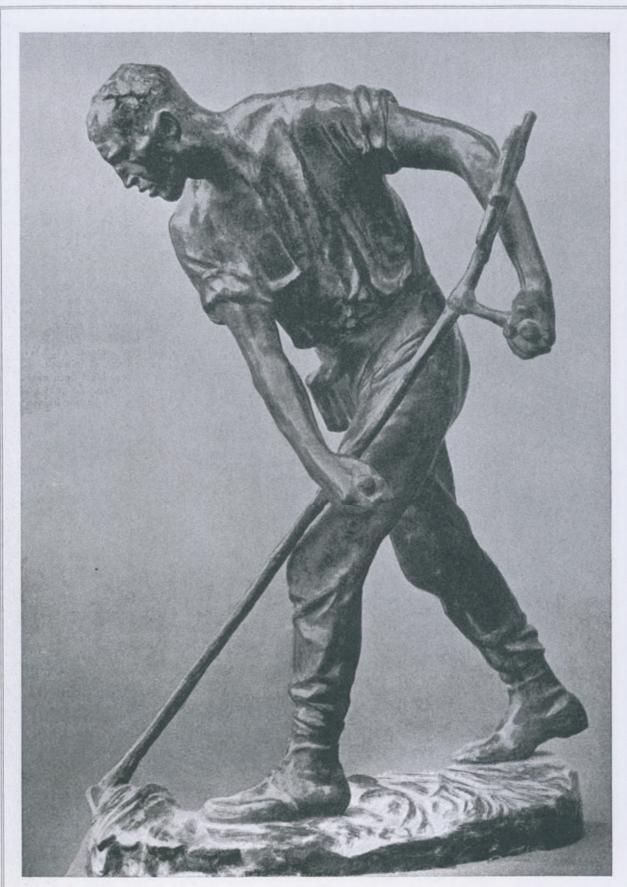
Spiegelt sich düster der Himmel in deiner Flut, Brechen die Wolken, sterben die letzten Sterne, Brüllt um die Hütten des Sturmes vernichtende Wut — Wieder und wieder flammt golden die fliessende Ferne.

Menschen sinken dahin und Seelen verderben, Stunde auf Stunde ruft tausend zur ewigen Ruh'. Stunde um Stunde gebiert die erwachenden Erben, Junge Leben jauchzen dem Lichte zu.

Riesige Feuer brennen im Raume der Welten, Rot durch das Nichts strömt der Schöpfung brausender Dampf, Neues will werden, will wachsen, will blühen, will gelten, Und alle Sonnen und Sterne, sie jubeln es: Kampf!

Eilenden Wolken gleich rinnen die flüchtigen Tage. Finstere kommen, und sonnige sind schon bereit. Wirf deine Kraft auf die Kette der düsteren Plage. Leben sei Flamme! Singender Kampf sei die Zeit.

Ernst Preczang



Constantin Meunier: Der Mäher

LEOTOLSTOI: WIEVIEL ERDE BRAUCHT DER MENSCH?

er Bauer Pachom will eine Siedlungsstelle bei den Baschkiren erwerben. Er und die Baschkiren machen sich auf den Weg. Die einen reiten, die anderen fahren im Tarantass. Pachom, begleitet von dem Knecht, fährt in seinem Tarantass. Sie kommen zur Steppe, als die Morgensonne den Himmel rötet. Sie fahren auf den Hügel und versammeln sich. Der Alteste nähert sich Pachom und weist mit der Hand auf die Steppe.

"Das alles", sagte er, "was du mit den Augen erfassen

kannst, ist unser. Wähle dir aus."

Pachoms Augen leuchten: weithin sieht er Pfriemengrasland, glatt wie eine Handfläche. schwarz wie Mohn. In den Tälern wächst verschiedenes Gras hoch bis an die Brust. Der Alteste nimmt die Fuchsmütze ab, legt sie in die Mitte des Hügels und sagt: "Dieses ist das Merkzeichen; darauf lege dein Geld. Dein Knecht wird auch hier stehen. Von hier gehe fort, und hierher komme zurück. Alles Land, welches du umschreibst, solange die Sonne am Himmel steht, ist dein."

Pachom nimmt das Geld heraus und legt es in die Mütze. Er zieht den Kaftan aus, so dass er in einem Halbrock bleibt, steckt eine Tasche mit Brot zu sich. Am Gürtel bindet er eine Flasche mit Wasser fest, zieht die Schäfte glatt und rüstet sich zu gehen. Er sinnt und sinnt, welche Richtung er nehmen soll. Überall ist es hier herrlich. Er denkt: alles einerlei, ich gehe dem Sonnenaufgang zu, und stellt sich mit dem Gesicht zur Sonne — nun reckt er sich und wartet, bis die Sonne über den Horizont tritt. Zeit ist nicht zu verlieren, meint er, in der Kühle lässt sich's sogar leichter gehen. Die Reiter nehmen hinter ihm Stellung. Als kaum die Sonne sichtbar wird, setzt er sich in Bewegung — die Reiter hinter ihm.

Er geht weder langsam noch schnell. Eine Werst mochte er etwa zurückgelegt haben, als er, ohne anzuhalten, den Befehl erteilt, einen Pfahl einzuschlagen. Einmal in Bewegung, beschleunigt er seine Schritte und lässt bald einen zweiten Pfahl einschlagen. Er sieht sich einen Augenblick um: der Hügel ist noch zu sehen, auch die Menschen darauf. Wie er zur Sonne blickt, vermutet er, das er an fünf Werst gegangen sei. Da ihm warm geworden ist, zieht er den Halbrock aus. Nach weiteren fünf Werst bedrückt ihn die Hitze; ein Blick auf die Sonne belehrt

ihn, dass es Zeit zum Frühstück sei. "Eine gute Strecke habe ich schon gemacht", denkt er, "freilich handelt sich's um deren vier am Tage — indes ist's noch zu früh, umzubiegen. Die Stiefel will ich ausziehen." Er setzt sich nieder, zieht die Stiefel aus und geht weiter. Jetzt ist ihm das Gehen leicht. Er denkt: "Noch fünf Werst kann ich gehen, dann biege ich nach links." Je weiter, je schöner wird es. Und er geht noch geradeaus. Wie er sich umblickt, ist der Hügel kaum zu sehen, und die Menschen darauf nehmen sich aus wie Ameisen.

"Jetzt aber muss man umbiegen", meint er. "Wie ich heiss geworden bin! Ich habe Lust, zu trinken." Er nimmt die Flasche, trinkt im Gehen, lässt noch einen Pfahl stecken und biegt nach links ein. Er geht und geht — das Gras steht hoch, ihm wird immer heisser. Müdigkeit stellt sich ein. Ein Blick auf die Sonne zeigt ihm an, dass es Mittag sei. "Man muss ausruhen", meint er. Er bleibt stehen und isst etwas Brot. "Setzest du dich, dann schläfst du ein." Er steht also ein wenig, verpustet sich und geht weiter. Anfangs hat er es leicht; vom Essen war ihm neue Kraft gekommen. Aber es wurde zu drückend heiss, und Schlaf überkommt ihn — er fühlt sich überanstrengt. "Nun", denkt er, "eine Stunde voll Beben, werd' dafür ein Jahrhundert wohl leben."

Auf dieser Seite geht er wohl an zehn Werst. Er will links einbiegen, aber siehe — die Gegend ist so schön - eine üppige Talsenkung - 's wäre schade, dieselbe aufzugeben: "Flachs muss hier vortrefflich gedeihen." Geradeaus geht er, eignet sich so die Talsenkung zu und lässt einen Pfahl einschlagen. Jetzt erst macht er einen Winkel. Wie er einen Blick auf den fernen Hügel wirft, kann er die Menschen kaum wahrnehmen. "Bis zu ihnen werden's an fünfzehn Werst sein. Die zwei Seiten habe ich zu lang genommen, die dritte muss deshalb kürzer gemacht werden. Zwar wird es auf diese Weise ein schiefliniger Besitz - was ist aber anders zu tun? Einbiegen muss ich - dann geradeaus zum Hügel ich muss mich beeilen — nicht überflüssig abschwenken - Land habe ich ja jetzt in Fülle." Und er wendet und schreitet geradeaus dem Hügel zu.

Die Füsse schmerzen Pachom; er hat sie durchgelaufen. Er knickt ein — ausruhen möchte er — aber er darf's nicht — er hat keine Zeit — vor Sonnenuntergang muss er ankommen. Die Sonne wartet nicht. Als triebe ihn jemand an, so läuft er.

"Irrte ich mich nicht? Griff ich nicht zu viel? Wenn ich nicht zur Zeit ankäme! Es ist noch weit, und ich bin schon ganz abgerackert. Wenn nicht nur alle meine Ausgaben und Mühen verlorengehen! O ich muss mich bis aufs äusserste anstrengen!"

Er schüttelt sich, läuft im Trabe. Die Füsse bluten — er läuft. Er läuft, er läuft, wirft den Halbrock fort, die Stiefel, die Flasche, die Mütze. "War zu

Mit dieser vortrefflichen Darstellung menschlicher Habgier versetzt der grosse russische Dichter uns in die Gegend des Uralgebirges, das Europa von Asien scheidet. Die Baschkiren sind ein tatarisches Volk, zu den Mongolen gehörig, die sich wiederholt gegen die zuristische Russenherrschaft auflehnten und u. a. Kämpfe um das Recht lührten, ihre gewaltigen Lündereien verkaufen zu dürfen. Ihre Existenz beruht hauptsächlich auf der Pferdezucht. Fest ansässig sind sie erst zum Teil. Namentlich im Frühling und Sommer ziehen sie mit ihren Pferden und Schafherden in die riesigen Grassteppen und wohnen hier in Zelten und einfachen Hütten. Der Religion nach bekennen sie sich zum Islam; ihre Toten begraben sie nicht auf gemeinschaftlichen Friedhöfen, soadern auf Pfätzen, die die Sterbenden selber ausgewählt haben. — Tarantass ist ein russischer Wagen; Werst ein Längenmass, etwas mehr als unser Kilometer.

gierig - habe alles verdorben - bin vor Sonnenuntergang nicht am Ziel!"

Noch ärger wird es: vor Angst geht ihm der Atem aus. Er läuft - Hemd und Hose kleben am Körper der Mund ist wie ausgetrocknet — wie mit Blasebälgen in der Schmiede arbeitet es in der Brust im Herzen schlägt es wie mit Hämmern - die Knie knicken ein.

Kaum denkt er noch an das Land; er denkt, wie er es anfangen solle, um nicht zu sterben, aber stehenbleiben kann er doch nicht. "So viel bin ich gelaufen, und halte ich jetzt ein, so nennt man mich einen Narren.

Die Baschkiren — deutlich hört er's — quieken, rufen. Von ihrem Geschrei brennt sein Herz noch mehr. Mit Aufwendung seiner letzten Kraft läuft er - die Sonne steht fast am Rande -, aber bis zum Hügel ist es schon ganz nahe. Die Baschkiren winken, rufen — er sieht die Pelzmütze — sieht das Geld darin, sieht den Altesten, wie er auf der Erde hockt und sich den Bauch hält. "Ach, ich habe mich zugrunde gerichtet" — und dabei läuft er, läuft . . . Er blickt auf die Sonne.

Sie ist gross, rot, berührt die Erde, beginnt schon unterzutauchen.

Jetzt hat er den Hügel erreicht - die Sonne ist

Ein Wehgeschrei entringt sich ihm: er wähnt, alles sei verloren. Jedoch erinnert er sich, dass man vom höheren Ort aus die Sonne noch sehen müsse. Er stürzt den Hügel hinauf — da liegt die Mütze. Er stolpert, fällt, langt mit den Händen bis zur Mütze. "Tüchtiger Kerl!" ruft der Alteste, "Hast viel Erde gewonnen."

Wie der Knecht Pachom beispringen und ihn aufheben will, sieht er: aus dem Munde fliesst ihm Blut. Er ist tot.

Der Knecht jammert.

Der Alteste hockt auf dem Boden; er lacht laut und hält fich den Bauch. Jetzt erhebt er sich und wirft dem Knechte einen Spaten zu. "Hier, grabe!"

Die Baschkiren stehen auf und fahren fort. Der Knecht bleibt mit der Leiche allein. Er gräbt seinem Herrn ein Grab. Wieviel Erde braucht Pachom? Kaum sechs Fuss lang ist das Grab, das sich bald einsam auf dem Hügel erhebt.

Zwischen den Ähren

Ich stehe zwischen den Ahren, Die leuchten wie flimmerndes Gold. Wie lange wird es noch währen, Bis das Saatkorn zur Erde rollt? -Ich stehe zwischen den Ähren Und sehe wachsen das Brot. Wie lange wird es noch währen Bis zum Ende von Elend und Not? — Es wird nicht lange mehr währen, Bis dass der Schnitter naht; — Dann bringt ihr goldenen Ähren Wieder allen Frucht und Saat! Ich sehe zwischen den Ähren Schon halb erschlossenen Mohn. Zum Blühen wird's nicht lange mehr währen, Er leuchtet verborgen schon. — Es wird nicht lange mehr währen, Dann glüht er feuerrot. . . .

Und zwischen den goldenen Ahren Leuchtet's wie Morgenrot! Ich höre zwischen den Ähren Den brausenden Sturmwind nah'n -Vielleicht wird's nicht allzulang' währen, Bis er sein Werk getan. . . . Bis er die schlanken Halme Rauschend zur Erde geneigt; Wie brausende, rauschende Psalme Es dann zum Himmel steigt! Schon ahne ich über den Ähren Der Lerche Flügelschlag. . . . Wie lange wird es noch währen Zum neuen Tag? — Dem alten Tag in Ahren, Wer will der Schnitter sein? — Wer will den neuen gebären, Sturm, Lerche und Morgenrot sein?

FRITZ REUTER:

AUS DEM 28. KAPITEL "UT MINE STROMTID"

o kamm nu de Aust 'ran, unde Segen von de Feller Süll unner Dack un Fack bröcht warden; de Roggen was meiht un stunn sörre drei Dagen in Hocken. — "Herr Inspektor," rep Axel ut dat Finster Hawermann tau, un as de ranne kamen was, säd hei: "morgen wollen wir Roggen einfahren lassen." - "Herr von Rambow, es geht noch nicht; wir haben gestern und heute bedeckte Luft gehabt, es hat nicht getrocknet, und das Korn ist noch zu weich, einzelne Halme sind noch grün." - "Na, es wird schon gehen. - Wie wollen Sie denn einfahren lassen?" -"Wenn eingefahren werden soll, dann müssen wir hier gleich hinter'm Dorf anfangen und müssen mit zwei Gängen fahren, mit dem einen in die grosse Scheune, mit dem anderen in die Gerstenscheune." — "Hinter'm Dorf anfangen? — Mit zwei Gängen? Warum?" — "Je näher wir beim Dorfe anfangen, desto mehr fahren wir in einem Tage ein, und das Wetter sieht bedenklich aus; und in zwei Gängen auf zwei Scheunendielen müssen wir fahren, sonst stehen sich die Leute im Wege und die Wagen kommen sich in die Quere." - "Hm!" säd Axel un makte dat Finster tau, "darüber will ich mich noch bedenken." - Un hei bedachte sick un kamm tau den Besluss, desen Aust wull hei mal mit Fritz Triddelfitzen allein beschaffen; Hawermann süll partutemang gor nicks dormit tau dauhn hewwen, un üm em mal ordentlich tau bewiesen, dat hei dat föfte Rad an den Wagen wir, süll nu grad' von hinnen ut den Felln un denn mit einen Gang inführt warden. - Wat ein Gang un twei Gäng' was, was em nich so recht klor, äwer dat wiren jo blote Nebending', un wiren wohrscheinlich nicks wider, as olle Inspektorschrullen, un mit de wull hei nicks tau dauhn hewwen, dorvon wull hei sick nahgradens losmaken. -Den annern Morgen Klock fiw' was hei all up de Bein' un gung sihr fründlich up den ollen Mann tau, de sin Wirken up den Hof hadd: "Lieber Herr Hawermann, ich habe mir das reiflich überlegt, - Sie dürfen mir das nicht übelnehmen -, ich habe beschlossen, diese Ernte mit dem jungen Triddelfitz ganz für mich allein selbst zu besorgen und die dahinzielenden Anordnungen selbst zu treffen." – De oll Mann stunn vör em verdutzt, verbas't. Tauletzt kamm swor un bedrängt ut sine Bost herute: "Und ich, Herr, soll hier bloss zusehen, und die Hilfe eines dummen Schreibers ziehen Sie meiner Hilfe vor?" — Un hei stemmte sinen Handstock so vör sick hen un kek den jungen Mann mit Ogen an, de so jung herute lücht'ten ut dat olle Gesicht, as wir all sin Dauhn un Wirken in sinen langen Lewen darin mit einmal lewig worden, un ut frie Bost säd hei: "Herr, Sie waren ein kleiner Junge, als ich meine ganze Tätigkeit Ihrem braven Vater widmete - er hat's mir gedankt, auf seinem Sterbelager gedankt! - aber Sie? - Sie haben mir

den Undank reichlich ins Glas gegossen, und nun wollen Sie mich noch beschimpfen?" — Dor gung hei hen! — un Axel em nah: "Lieber Herr Hawermann, es ist ja nicht so gemeint. Ich wollte nur selbst mal versuchen . . ." — Xwer't was so meint; hei wüsst recht gaud, dat't so meint was! hei wull den ollen Mann nich mihr in sinen Kram hewwen, de kek em tau scharp up de Fingern, un hei müsst sick vör em schämen. —

De oll Inspektor gung in sine Stuw', slot sin Schapp up, sett'te sick dorför; äwer't durte lang', ihre hei wat denken un beginnen kunn, un wildessen gung dat nu up den Hof: "Triddelfitz!" - "Herr von Rambow!" — "Wo willst du hen, Jochen?" — "Je, ick weit't nich, mi hett keiner wat seggt." — Fritz Paesel, wo willst du mit de Egten hen?" — "Je, wat weit ick? Ick sall jo dormit in de Brak eggen." -- "Schapskopp!" - dit was Fritzen sin Stimm -"wi willen jo Roggen inführen." - "Dat is mi ok ganz egal, wenn dat nich is, denn is dat nich," un smet de isern Egten von den Wagen, "wat mi de Entspekter seggt, dat dauh ich." — "Flegel!" rep de jung' Herr - "Fritz Flegel!" rep Triddelfitz achter her. - "Wat sall hei?" bröllte wat ut dat Hauschur 'rute. - "Wo sünd de Austleddern?" rep Fritz Triddelfitz. - "Dor, wo sei stahn," säd de Rad'maker, "un mi hett keiner wat seggt." - "Je, wat saelen wi denn nu eigentlich?" frog Daglöhner Naesel. — "Je, Vadder, dat weit de leiw' Gott," säd Pegel; "uns hät jo keiner wat seggt." - "Flegel," rep Fritz dormang, "wi willen jo inführen laten, de Austwagen möten smeert warden." - "Minentwegen," rep Flegel ut dat Schur 'rute, "de Teerbütt steiht jo hir." - "Herr von Rambow," säd Fritz, "wo ist Hawermann, soll ich den Inspektor nicht rufen?" - "Nein", säd Axel langsam un dreihte sick üm tau'm Weggahn. - "Je," säd Fritz, de dat nu en beten mit de Angst kreg, "mit dem Einfahren wird's heute morgen nichts." - "Ist auch nicht nötig, dann fangen wir heut' nachmittag an." - "Was befehlen Sie denn aber, was sollen die Tagelöhner tun?" - Ach Gott, die Tagelöhner!" säd Axel un gung af, "immer die Tagelöhner! - die Menschen können sich während der Zeit nützlich hier auf dem Hofe beschäftigen. Hören Sie mal," un hei dreihte sick üm, "sie können die Wagen schmieren helfen." -

Un wildess satt de oll Inspektor an sind Schapp un wull wat schriwen, wat Swores, wat em an't bindelste Lewen grep, hei wull sick losseggen von sinen Herrn, hei wull de Brügg afbreken, de mal tüschen den ollen seligen Kammerıat un em von Harten tau Harten slagen was; hei wull künnigen. — Hei hürte — wenn ok nich Allens — de dummen Anstalten, de buten bedrewen würden, hei sprung an dat Finster, as wull hei en vernünftigen Befehl gewen; ne! dat

was vörbi, dormit hadd hei nicks mihr tau dauhn! Hei knutschte den Breif, den hei anfungen hadd, tausam un fung en annern an, äwer ok de passte em nich, hei schow sin Schriwschapp tau. — Äwer wat nu? Wat süll hei beginnen? — Hei hadd nicks tau dauhn, hei was utspannt; hei smet sick in de Sophaeck un sünn un sünn. —

As de Nahmiddag kamen was, was mit Hülp von den ollen Rad'maker un en por olle verständige Daglöhners dat Wagengeschirr un dat Schün'fack so wid tau Schick, dat dat Inführen losgahn kunn; un't gung nu ok los. Axel sett'te sick tau Pird un kummandierte dat Ganze; Fritz müsste sick nah den Herrn sine Anordnung ok tau Pird' setten; will äwer sine olle, dowe Tanten lahmen ded, müsste hei den ollen Vullblaudwallach riden, wat äwer en Dörchgänger was; hei sülwst was as 'ne Ort von Adjutant. Nu kunn't losgahn. Söss Spann Pird' läden vör söss Austwagens vör un führten in eine Reih up den Hof up - Ordnung is de Hauptsak -, up de ein' Sid stunnen de Afstakers un de Fackers, up de annere Sid de Bistakers, Laders un Nahharkers; up en gegebenes Teiken marschirten de Facklüd' in de Schün, un de Butenlüd' stegen up de Wagens, Axel un Fritz reden vörup, de Austwagens folgten, un allmeindag' is up den Pümpelhäger Hof nich so'ne Ordnung west, as an desen schönen Nahmiddag; un Ordnung möt sin. De oll Rad'maker Fritz Flegel stunn in't Hauschur un kek den Tog nah: "Na, wo dit woll ward", säd hei un kratzte sick in den Kopp, so gruglich ungewennt kamm em de Ordnung vör. "Je, wat geiht dat mi an?" frog hei sick un gung an sin Arbeit, "wo's äwer uns' oll Herr Entspekter?"

De äwer satt in sine Stuw' un sünn un sünn; de irste Hast was bi em verflagen, hei stunn up un schrew en korten Künnigungsbreif up Wihnachten un verlangte en Urlaub up de Tid, so lang' de Aust wohrte, indem dat hei wildess unner dese Umstänn' äwerflüssig wir, namm Haut un Stock von den Nagel un gung ut de Stuw' un ut dat Dur; hei kunn't binnen nich uthollen. Hei sett'te sick buten up 'ne Steinmur unner'n Schatten von en Flederbusch un kek den Weg nah Warnitz lang, von woher de Austwagens kamen müssten: sei kemen äwer nich, blot Bräsig kamm den Weg hendal. —

"Dass du die Nase in's Gesicht behältst, Korl, was betreibt ihr dan an der Scheide for Anstalten? Wo kannst du den Roggen schon einfahren lassen, er is ja noch grasgrün, un wo kannst du mit sechs Wagens in einen Gang fahren lassen, un was halten die vollen Wagens da in den Weg?" — "Bräsig, dat weit ick nich, dor möst du den Herrn un Triddelfitzen nah fragen." — "Was?" — "Bräsig, ick heww nicks mihr tu seggen." — "Wo? — Wie — Was sagst du Ga?" rep Bräsig un treckte de Ogenbrauen hoch tau Höchten. — "Ick heww nicks mihr tau seggen," säd de oll Mann still vör sick hen, "ick bün bi Sid schawen; ick ward den jungen Herrn all tau olt." — "Korl," säd Bräsig un läd den ollen Fründ de Hand up de Schuller, "was is dich? Verzähl mich das!" — Un Hawermann vertellte em, wo dat all so kamen

was, un as hei't vertellt hadd, dreihte sick Bräsig üm un kek so grimmig in de schöne Welt herinne un bet de Tähnen tausamen, as hadd hei de schöne Welt mang de Tähnen un wull sei tausaumknacken, as 'ne dowe Hasselnaet, un rep mit 'ne halw von Wuth tausamsnürte Stimm den Warnitzer Weg entlang: "Jesuwiter! — Entfamigter Jesuwiter! dreihte sick wedder nah Hawermann üm: "Korl, auch in diesen Triddelfitz hast du dich eine Slange an deinen Busen gross gesogen!" - "Bräsig, wat kann de dorför, de möt dauhn, wat em heiten is. "Da kommt er angebädelt, un all die sechs Austwagen achter her, was das Zeug halten will - mit en vollen Wagen. - Dies wird 'ne Kemedi, dies wird eine landwirtschaftliche Kemedi! Pass auf! da bei die olle Brügg' smeissen sie um", rep Unkel Bräsig un danzte ahn alle Rücksichten up sine armen Podagrabeinen herümmer, as hadden de an den ganzen Krempel schuld un müssten dorför bestraft warden, denn - dat ick't ingestahn möt ut de grimmige Wuth slog bi em de helle Schadenfreud herut. "Da haben wir die Pastet'!" rep hei mit einmal in groten Jubel, denn as hei't seggt hadd, geschach't: as de irste vulle Wagen in en slanken Draww an de Brügg' kamm, lagg hei 'rüm. "Holt!" rep dat von dor her. "Dunnerwetter, holt! So holl't doch!" Fritz kek sick üm, je wat nu? Hei wüsst sinen Liw' ok keinen Rat; tau'm Glücken äwer sach hei Hawermann un Bräsig an de Steinmur un jagte up sei los: "Herr Inspektor . . ." -"Herr, Sie haben sich das eingebrockt, nu fressen Sie's auch aus!" rep Bräsig. - "Lieber Herr Inspektor, was sollen wir machen? Der Wagen liegt quer vor der Brücke, und die anderen können nicht durch." — "Reiten Sie rasch . . ." "Korl, du hälst din Mund, du büst abgesetzt, as en Bucklamm, du hast nicht nich zu sagen," säd Bräsig dormang. — "Reiten Sie rasch . . . " säd Hawermann. — "Nein, lassen Sie nur, die Knechte sind verständiger gewesen als Sie, sie räumen schon die Garben aus dem Wege." - "Herr Inspektor", säd Fritz benau't, "ich kann nichts dafür, der Herr von Rambow hat alles so befohlen: die Wagen sollen alle in einer Reihe fahren, und die Knechte sollen mit dem vollen Fuder jagen." - "Denn jagen Sie, dass Ihnen die Zunge zum Halse heraushängt!" rep Bräsig. - "Und er hält zu Pferde auf dem Haid'berg und übersieht und kommandiert das Ganze." - "Hat woll in der einen Hand ein Sperfektiv und in der anderen en Kommandostab, as der olle Blüchert auf dem Hoppenmarkt in Rostock?" säd Bräsig höhnschen. - "Reiten Sie nach dem Hofe," säd Hawermann dormang, "un sorgen Sie dafür, dass der erste, abgeladene Wagen gleich wieder 'rausfährt." — "Das darf ich nicht," säd Fritz, "der Herr hat ausdrücklich befohlen, dass die Wagen wieder in einer Reihe herausfahren sollen; er will Ordnung in der Sache haben, sagt er." - "Denn sagen Sie ihm, der prächtigste Esel, den ich mein Lebtage gesehen . . . " - "Bräsig, seih tau dinen Würden!" rep Hawermann hastig dortüschen - "wäre - wäre Ihr kleiner Maulesel, Herr Triddelfitz," slot Unkel Bräsig mit grote Geistesgegenwart.

WALTER BERGER:

CHORGEDICHT SAAT UND ERNTE

Chor der Männer:

Land! Land! Weites Land! Furch' um Furche zieht die Hand, Die den Stahl des Pfluges hält, Nahrung schafft der ganzen Welt. Schollen brechen, Stürzen quer, Furch' um Furche hin und her. Nebel dampft in weiter Flur, Pflug zieht Furche, Tour um Tour. Furch' um Furche Hin und her. Schollen brechen, Stürzen quer.

Chor der Frauen: Es lasten die Sorgen So schwer auf uns nieder, Ein jeglicher Morgen Verkünd' sie uns wieder. Uhr schrillt auf, Es beginnt Tageslauf. Schreit ein Kind, Eilt die Zeit, Schnell bereit. Arbeit' zu. Keine Ruh'. Stund' um Stunde noch und noch Immerfort im Arbeitsjoch.

Chor der Kleinsten: Mütter - Väter. Schenkt uns Liebe, Schenkt uns Freude, Mütter - Väter.

Chor der grösseren Kinder: Morgenlicht Durch's Fenster bricht. Vater, Mutter lange fort. Glocke rief zum Arbeitsort. Kommen erst zum Abend wieder, Dann-wann sinkt die Sonne nieder.

Beide Kindergruppen: Mütter - Väter, Wir hungern nach Liebe. Wir hungern nach Freude, Nach Sonne und Licht, Väter - Mütter!

Chor der Männer: In die Erde Senkt die Saat,

Dass es werde, Ist die Tat. Unser Schaffen, Unsere Kraft, Unser Arm. Der Künft'ges schafft.

Chor der Frauen: Hegen, Pflegen, [mag. Mitzuhelfen, dass die Frucht gedeihen Einzelsprecher: Immer bücken. Krummer Rücken. Schmerzvoll ist der Arbeitstag.

Einzelsprecher: Landproleten, Arbeitsbrüder, Arbeitsschwestern, Landproleten! Eure Kraft Eurer Muskeln, Eurer Arme Werte schafft! Doch von allen diesen Werken Wird euch nur ein kleiner Teil. Alles andere wird den grossen Landbesitzern nur zum Heil. Schlechter Lohn, Welch ein Hohn? Stund' um Stunden Stets geschunden! Arbeit fleissig und geschwind, Keine Zeit für Weib und Kind, Dürft'ge Wohnung, eng und schlecht, Einzelsprecher: Landprolet! Wo bleibt dein Recht?

Einzelne Kinder: Vater! Mutter! Mutter! Vater! Mutter! Vater!

Alle Kinder: Mütter! Väter! Schenkt uns Liebe, Schenkt uns Freude. Mütter! Väter!

Einzelsprecher: Hört die Kinder, Hört die Stimmen, Menschheits Zukunft meldet sich, Menschheits Zukunftstrebt nach Licht, Über Heide, Moor und Land. Will heraus aus engen Kammern,

Chor der Frauen: Sonne sengt. Sonne brennt. Halme raffen, Schaffen, schaffen, Garben binden, Schinden, schinden, Hocken setzen, Hetzen, Hetzen.

Die Scheuern kaum fassen Der Ernte Massen. Dreschmaschine in stetem Takt Garbe nun um Garbe packt. Goldnen Segen gibt zurück, Goldne Körner! Ernteglück! Goldne Körner stets aufs neu. Euch von allem bleibt die Spreu. Soll's so immer weitergehen? Wollt ihr stets daneben stehen? Wenn erschafft durch euren Fleiss Erntesegen — Erntepreis.

Männer und Frauen: Wir wollen nicht mehr darben, Wir wollen nicht mehr fron', Von den erschaffnen Garben, Verlangen wir bessren Lohn, Gerechten Anteil haben Soll auch der Landprolet. Der auf dem Arbeitsfelde Als Allerschaffer steht.

So reichet euch die Hände Und schlingt ein festes Band, Damit die Not ein Ende, Gebt Stärke dem Verband. Nie wieder sollt entbehren Ihr eurer Arbeit Preis, Der Halme goldne Ähren Gehören eurem Fleiss!

Alle: So wollen wir es halten Und fest zusammenstehn, Die Jungen und die Alten. Kein einziger darf da fehl'n. Lasst unsere Fahnen fliegen Zusammen wird es siegen, Will ein End' mit Leid und Jammern. Das Landvolk im Verband!



François Millet: Die Ährenleserinnen

Ernte

Das ist ein Tag, ein festlich Leuchten!
Da steht ein Mann im Feld und mäht,
Die Sense blinkt,
Die Wolken glänzen über ihm —
Hosianna!
Da steht ein Mann im Feld
Und mäht die goldene Frucht der Erde.
Evers.

DER DORFSCHULZE VON GRABOW UND DIE SOZIALDEMOKRATEN

Eine Geschichte aus - noch gar nicht so alten - Tagen.

n den Jahren vor dem glorreichen Feldzug, also so Lum 1908/10 herum, wurde von der Kanzlei der Mecklenburg-Schweriner Regierung ein Schreiben an die Behörden rundgeschickt mit dem Ersuchen, die Anzahl der ansässigen Sozialdemokraten anzugeben. Das treue Volk sollte auf Herz und Nieren geprüft, "die Böcke von den Schafen, den fleissigen und braven", gesichtet werden.

Solch eine Anfrage flatterte auch nach Grabow ins Schulzenhaus. "So-zie-ahl-demo-kraten? Was sind dat för Dinger?" fragte der Schulze seine Eheliebste, die als Mädchen in der Stadt gedient hatte und deshalb als "eine, die allens weiss", galt.

"So-zie-ahl-demo-kraten? Warte mal, ick glöw, dat sind so'ne Kirls mit Ballonmütze und rotem Halstuch.

Ballonmütze? Rotes Halstuch? So was trug kein Mensch im Dorfe; nur die Frauen banden sich zur Heuwende oder wenn sie im Herbst Kartoffeln buddeln gingen, ein rotes Tuch über die Haare.

Der Schulze schüttelte den kurzgeschorenen Borstenkopf. "Ne, Minna, dat glöwst du selber nich! Ick will man erst anfragen, wat dat is, bevor ick mir bei die hohe Regierung blamiere!"

Eine kurze Anfrage seinerseits nach Schwerin, und die Rückäusserung: Sozialdemokraten seien solche Leute, die mit der jetzigen Staats- und Wirtschaftsform nicht einverstanden sind, die an allem etwas auszusetzen hätten, nie zufrieden und immer mehr wollten, als ihnen zukäme.

Der Grabower kratzte sich den Kopf. Gab es denn solche Leute in seinem Bezirk? War einer im Dorf nicht zufrieden mit der Welt, wie sie jetzt so herrlich bestand? Wer wollte immer mehr haben, als ihm zukam? Mit wem hatte er doch neulich Streit gehabt wegen fortgesetzten unbefugten Weidenlassens der Ziegen auf dem Gemeindeanger? Und der jahrelange Zank wegen der Grenzlinie zwischen Dorf- und Gutsbezirk, über die das Rehwild wechselte und Wildschaden anrichtete, den keiner bezahlen wollte? War es nicht der Gutsherr, der nie zufrieden war mit dem, was ihm die Bauern boten als Schadenersatz? Und der andere Störenfried, der immer zu mäkeln wusste über das, was ihm die Dörfler vertragsgemäss lieferten, der seine Ziegen auf Gemeindeboden weiden liess und durch einen Unterhändler billiges Holz bei der Auktion erstehen liess, welches Recht ein Armenrecht gewesen war seit Jahren das war der Pfarrer, derselbe, der am Sonntag von der Kanzel herunter predigte: Lasset die Rechte nicht wissen, was die Linke tut. . . .

Und so kam nach langer, angestrengter Überlegung diese ehrliche Meinung des Grabower Dorfschulzen an die Regierung nach Schwerin:

Ihre Anfrage, wieviel Sozialdemokraten in Grabow wohnhaft seien, erwidere ich dahin, dass als solche nur der Gutsbesitzer und der Pfarrer in Frage kommen können, da diese beiden diejenigen sind, die mit nichts zufrieden sind und immer mehr haben wollen, als ihnen zukommt.

> Hochachtungsvoll Der Dorfschulze.

Es lebe, was auf Erden Nach Freiheit strebt und wirbt. Von Freiheit singt und saget, Für Freiheit lebt und stirbt!

Die Welt mit ihren Freuden Ist ohne Freiheit nichts: Die Freiheit ist die Quelle Der Tugend und des Lichts!

Fluch sing' ich allen Zwingherr'n, Fluch aller Dienstbarkeit! Die Freiheit ist mein Leben Und bleibt es allezeit!

Hoffmann von Fallersleben.



Constantin Meunier: Landwirtschaft

Erntelied

Es steht ein goldnes Garbenfeld, Das geht bis an den Rand der Welt. Mahle, Mühle, mahle!

Es stockt der Wind im meiten Land, Viel Mühlen stehn am Himmelsrand. Mahle, Mühle, mahle!

Es kommt ein dunkles Abendrot, Viel arme Leute schrei'n nach Brot. Mahle, Mühle, mahle!

Es hält die Nacht den Sturm im Schoss, Und morgen geht die Arbeit los. Mahle, Mühle, mahle!

Es fegt der Sturm die Felder rein, Es wird kein Mensch mehr Hunger schrei'n. Mahle, Mühle, mahle! Richard Dehmel.

JULIUS ZERFASS:

Wenn im Frühjahr die Winzer ihre schweren Kiepen oder Körbe mit saftigem Stalldung die schmalen Treppen von Wingert zu Wingert steil hinaufschleppen, wenn sie dann mit dem Karst die schweren Schollen um die Rebstöcke lockern, dass ihnen der Schweiss über die wetterharten Gesichter perlt, dann kann man wohl sagen, dass kein Jahrgang der salzigen Würze entbehrt, die man Winzerfleiss nennt. Darum auch der Winzer den edlen Tropfen mit einer gewissen Andacht geniesst, so wie ein Bauer den Sonntag als den Rahm von der Milch der Werktage abschöpft.

Mit dem Weinbau ist es nun auch so, dass der grosse Weinbauer, der Weingutsbesitzer, wie er sich gern nennt, den Rahm abschöpft und, wie es so üblich ist, über schlechte Zeiten klagt, wenn die Knechte auf den Lohn etwas draufhaben wollen. Dann flüchtet auch in den rebenbekränzten Weinbaugebieten die Romantik, und die Wirklichkeiten prallen hart aufeinander. Die Weinbauarbeiter aber suchen sich für den Druck auf ihre Herren just die Zeit, wo man sie am nötigsten braucht, und in die Poesie der Rebenlandschaft tritt die Prosa der harten Daseinskämpfe. Die Menschen geraten an- und auseinander, und auf beiden Seiten werden die Köpfe rot und die Zungen lose.

Die Herren der Weinberge hassen die neuen Ideen, die störend in ihre Gewohnheiten eingreifen; denn früher ging es doch auch ohne Versammlungen und Streik. Sie wettern über die Leute, die sich verhetzen lassen; die Wingertarbeiter sinken sehr in der Achtung ihrer Brotherren und haben sich die bisherige väterliche Huld verscherzt, bloss weil sie die Lohnerhöhung als ihr gutes Recht durchsetzen wollen, die nach bisherigem Brauch in guter Laune diesem und jenem als huldvolles Geschenk und Ansporn für die anderen gegeben wurde.

So war es auch beim ersten Winzerstreik im Rheingau. Die grossen Besitzer fühlten sich auf einmal als Kollegen der kleinen Bauern, und es ging hart auf hart. Im hellen Lenzwetter lagen die Wingerte verwaist wie Friedhöfe, während die Weinbergarbeiter auf den Zugangswegen promenierten oder zu Hause sassen und ihren Trotz brüten liessen. Die Sonne kümmerte sich nicht um das Wenn und Aber der Menschen, sondern sie wärmte den schweren Schieferboden und machte die Arbeit noch dringender, so dass die Weinbergbesitzer bald einige Pflöcke zurückstecken mussten. Der erste Winzerstreik war damit gewonnen und für die Weinbergbesitzer wieder ein Stück gute alte Zeit versunken.

Die Leute gingen wie vorher an ihre Arbeit. Nur der Besitzer Bühl in Oestrich liess zwei seiner Winzer nicht mehr anfangen, sondern jagte sie mit harten Worten weg. Er nannte sie, an denen er früher nichts

ZWEI ROTE HUNDE

auszusetzen hatte, rote Hunde, die seine Güte nie verdient hätten.

Die beiden Winzer würgten ihren Missmut bald hinunter, packten ihr Bündel, fanden in einem anderen nahen Weinort Arbeit und grollten dem alten Dickkopf weiter nicht. Die Arbeit schmeckte für sie überall gleich bitter, und der Wein hatte allerorten seine guten und weniger guten Mucken.

So kam, wie immer, auf ein tolles Frühjahr ein hitziger Sommer. Im Rheingau prallten die Sonnenstrahlen von den Rebenbergen heiss zurück, beleuchteten Burgen und Schlösser und umwoben so den düsteren Spuk der Vergangenheit mit hellem Glanz. Nur an den Ufern des breiten, wellenglitzernden Stromes wehte ein kühles Lüftchen, das die Pappeln rauschen und die Weiden wispern liess.

Und weil Sonntag war, trug der helle Rücken des Stromes viele weisse Dampfer, buntbewimpelt flussauf und -ab. Musik, Heiterkeit der Landschaft und ausgelassener Frohsinn der Menschen machten einen köstlichen Sommertag.

Unter den Schiffen, die rheinabwärts trieben, befand sich auch ein breites Floss, grün bekränzt und beflaggt, auf dem eine gar lustige Gesellschaft den schönen rheinischen Sonntag genoss. Dem Wein und der Liebe galten die Lieder, Mundharmonikatöne zwitscherten in die Bässe und Tenöre, und kecke Blicke wanderten zwischen Männlein und Weiblein, denen der Schalk mit dem Wein in den Kopf gestiegen war.

Diese lustige Gesellschaft füllte das Tal mit ihrer Freude, lockte die Leute an die Fenster und die Spaziergänger an die Ufer. Und viele winkten den fidelen Leuten auf der Fähre zu und wussten nicht, dass es die roten Winzer waren, die ein rheinisches Winzerfest auf ihre Art feierten.

Zwischen den Schiffen und pfeilschnellen Motorbooten schaukelten kleine Boote, von einzelnen und paarweisen Ruderfreunden besetzt. Ein Kahn, von den mutigen Armen eines wetterfesten Mädchens in rhythmischem Takt gelenkt, hielt auf die Schaukelwellen eines Dampfers zu, und die forsche Ruderin, zwischen Floss und Schiff in doppelte Gefahr und doppelte Begrüssung genommen, verlor im Blumenregen der Zurufe wohl die Überlegung.

Plötzlich wurde das Jubelkrescendo auf der Fähre jäh zerrissen. Von der schwimmenden Insel sprangen zwei Männer in die Fluten und hielten auf den umgekippten Kahn zu, verweilten tauchend und suchend bangeMinuten und kamen dann mit dem Mädchenkörper zurückgeschwommen, der von hilfsbereiten Händen auf das Floss heraufgezogen wurde. Das bewusstlose Ding war jung und schön, und das nasse Gewand prägte einen schlanken, schöngeformten Körper aus. Die Männer, die es aus den Wellen des Rheins, selbst fast ertrinkend, herausgeholt hatten, waren wieder

auf den Boden des improvisierten Fahrzeuges geklettert und trieften wie die nassen Pudel. Während sie sich ihrer nassen Jacken entledigten, starrten sie beide auf das nasse Bündel zu ihren Füssen und blickten sich wissend an.

Das Mädchen kam unter den Bemühungen geschickter Hände bald zu sich, war aber, als ihm seine Retter vorgestellt wurden, wunderlich in seinem Verhalten, wie diese selbst. Es gab ihnen die Hand, vermochte aber nicht viel mehr als ein Danke zu flüstern.

Die Burschen wiesen nun die Lenker des Flosses an, Östrich anzusteuern, dort sei das Mädchen zu Hause. Am Ufer des Ortes setzte denn auch das inzwischen springlebendig gewordene Ding ans Land und eilte, nicht ohne einige Male freundlich zu winken, durch die engen Gassen in den Ort.

Gegen Abend langte das Floss, auf dem es allmählich wieder fidel geworden war, in Rüdesheim an. Dort ging es hoch her. Die Winzer zeigten, dass sie des Weines wahrhaft treue Gesellen sind. Es wurde getanzt bis tief in die Nacht, dass der Staub wirbelte und das Blut kochte, denn immer, wenn der Wein

eingesperrt wird, begehrt er auf. .

In Ostrich aber sprach es sich bald herum, dass des Weingutsherrn Bühl Töchterlein bei einer Kahnfahrt im Wellengang eines Dampfers umgekippt und sicherlich ertrunken wäre, wenn nicht zwei Männer des Winzerfestes es herausgeholt hätten. Die beiden Männer waren aber jene zwei Winzer, die der Vater des Mädchens im Frühjahr mit bösen Worten fortgejagt hatte, weil sie zwei rote Hunde waren.



Frühlingslandschaft

LOTTE MÖLLER:

ur Zeit der hellen Nächte, zur Zeit der Sonnen-Sie ist uns ein Sinnbild in mancher Weise, und wir

lieben den Lindenbaum besonders.

Wann aber ist sie schöner als zur Zeit der Blüte? Sie ist dann geradezu überflutet, überschüttet von kleinen, zwar unscheinbaren Blüten, die aber einen wundervollen, feinen Sonnenduft in sich tragen und denselben verschwenderisch weitergeben.

In unserem nördlichen Deutschland ist die Linde zu Hause und ein sehr geschätzter Nutzbaum.

Küchengeräte aus Lindenholz sind der Stolz der Frau. Die aber vor unseren Häusern von unseren Grossvätern in weiser Fürsorge gepflanzten Linden-

WENN DIE LINDE BLUHT!

bäume liefern unseren Bienen die Nahrung für den hellen, feinen Honig.

Unter der Dorflinde aber sitzen abends die Feiernden, und alt und jung weiss Stücklein eigener Erlebnisse dort zu erzählen.

Die Linde will uns aber auch helfen; unser Haus soll nicht nur in ihrem Schatten ruhen und von ihrem Duft umflutet sein, sondern die Blüten ergeben getrocknet einen Tee, der, im Winter oder auch das ganze Jahr hindurch getrunken, die Gesundheit fördert, Schweiss treibt, der Niere dienlich ist.

Darum sammelt und trocknet die Lindenblüten! Unsere Vorväter wussten wohl, warum sie uns die Lindenbäume so gern an des Hauses Eingang setzten!

DER ARBEITSTAUSCH

EIN NORWEGISCHES VOLKSMÄRCHEN

Es war einmal ein Mann, der war immer mürrisch und zornig, und die Frau tat ihm nie genug im Haus. Eines Abends zur Zeit der Heuernte kam er heim und brummte und zankte und fluchte, dass es ganz schrecklich war.

"Ach, lieber Mann, sei doch nicht so bös", sagte die Frau. "Wenn du willst, können wir morgen die Arbeit tauschen: ich werde mit den Mähern auf die Wiese gehen und du magst die Hauswirtschaft besorgen." Das war ihm recht.

Früh am Morgen nahm die Frau die Sense auf die Schulter und ging mit den Mähern hinaus auf die Wiese, um zu mähen. Der Mann sollte nun zu Hause wirtschaften. Zuerst wollte er Butter machen; als er jedoch eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig, ging in den Keller und wollte sich einen Krug Bier zapfen. Während er dabei war, hörte er, dass das Ferkel in die Stube gelaufen kam. Er eilte augenblicklich fort, mit dem Zapfen in der Hand, so schnell er konnte, die Kellertreppe hinauf, damit das Ferkel das Butterfass nicht umwerfe.

Als er aber sah, dass das Ferkel das Butterfass bereits umgestürzt hatte und von der Sahne leckte, die über den Fussboden lief, wurde er so zornig, dass er gar nicht mehr an die Biertonne dachte und aus Leibeskräften hinter dem Ferkel herlief. An der Tür holte er es ein und versetzte ihm einen so kräftigen Fusstritt, dass es auf der Stelle liegenblieb. Jetzt erst erinnerte er sich, dass er noch immer mit dem Zapfen in der Hand herumlief; als er jedoch in den Keller hinunterkam, war das Bier schon ausgelaufen.

Darauf ging er in die Milchkammer und fand so viel Sahne, dass er das Butterfass noch einmal füllen konnte; nun begann er abermals zu buttern, denn Butter wollte er durchaus zu Mittag haben. Als er eine Zeitlang gebuttert hatte, fiel ihm ein, dass die Milchkuh noch im Stalle stand und weder zu saufen noch zu fressen bekommen hatte, obgleich es schon

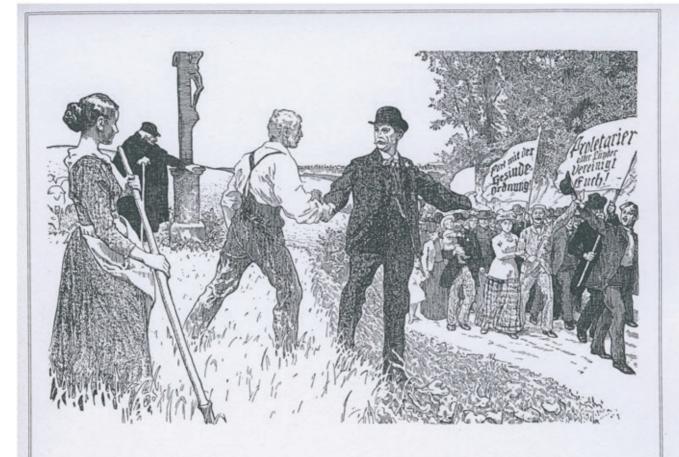
ziemlich hoch am Tage war. Da er es jetzt für zu spät hielt, um mit ihr nach dem Grasgarten zu gehen, so gedachte er sie oben auf das Dach zu bringen: die Hütte hatte nämlich ein Rasendach, und auf dem stand hohes prächtiges Gras. Sie lag unmittelbar neben einem steilen Hügel, und so meinte er, die Kuh leicht hinaufbringen zu können, wenn er nur eine Planke vom Hügel über das Dach legte. Das Butterfass durfte er aber freilich nicht wieder stehenlassen, denn sein kleiner Junge kroch auf der Erde herum; der konnte es leicht umstossen. Er nahm nun das Butterfass auf den Rücken und ging hinaus; zuerst aber wollte er die Kuh saufen lassen. Er nahm deshalb einen Eimer, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen; als er sich aber über den Rand beugte, floss die Sahne aus dem Butterfass ihm über den Hals und in den Brunnen hinein,

Es ging stark auf Mittag, Butter hatte er nicht fertiggebracht, so gedachte er Grütze zu kochen und hängte deshalb einen Kessel mit Wasser über den Herd. Als er dies getan hatte, fiel ihm ein, dass die Kuh vom Dach fallen und sich Hals und Beine brechen könnte; er stieg also auf das Dach, um sie festzubinden. Das eine Ende des Strickes band er der Kuh um den Hals, das andere liess er durch den Schornstein hinab und band es sich selbst um den Schenkel, denn das Wasser kochte schon, und er musste die Grütze rühren. Unterdessen fiel die Kuh doch vom Dach und zog den Mann und den Strick durch den Schornstein empor. Da sass er nun fest, und die Kuh hing draussen an der Wand zwischen Himmel und Erde und konnte weder hinauf noch hinab.

Die Frau hatte schon lange darauf gewartet, dass der Mann sie zum Mittagessen rufen sollte, aber immer vergebens. Endlich dauerte es ihr doch gar zu lange, und sie ging ungerufen heim. Als sie die Kuh hängen sah, hieb sie den Strick mit der Sense durch. Nun fiel der Mann in den Schornstein hinunter, und als die Frau in die Küche kam, stand er auf dem Kopf im Grützkessel.

Lied der Holzhauer

Nur Platz! Nur Blösse! Wir brauchen Räume, Wir fällen Bäume, Die krachend schlagen; Und wenn wir tragen, Da gibt es Stösse. Zu unserem Lobe Bringt dies ins reine; Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zustande,
So sehr sie witzten?
Des seid belehret;
Denn ihr erfröret,
Wenn wir nicht schwitzten.



Erster Mai

Diesen Tag woll'n nicht zu zweien Wir auf stillen Pfaden gehn; Heute soll die Erde sehn Frohes Volk in dichten Reihen.

Helle Lieder sollen klingen

Wald und Berg und Tal entlang,

Und des Volkes Maiensang

Soll hinauf zur Sonne springen.

Erich Grisar.

WIE EIN DEUTSCHNATIONALER FÜR UNS WARB

enn der Reisende den Bahnhof der kleinen Nebenlinie bei Marienburg verlässt, wenn er auf ausgefahrenen Provinzwegen mühsam weiter vordringt, dann tauchen sehr bald bei einer Wegbiegung die alten Gebäude eines Herrenhauses auf, die rein äusserlich den Eindruck einer Zwingburg erwecken. Ob der Erbauer schon durch diese festungsähnliche Anordnung hat zum Ausdruck bringen wollen, dass er allein zu bestimmen hat, oder ob es nur architektonische Gründe waren, die zu diesem trotzigen Mauerwerk führten, darüber schweigt sich die Chronik aus. Aber jedes Bauwerk hat seine Baugesinnung; bewusst oder unbewusst ist man immer dieser inneren Macht unterlegen. Der Erbauer und Besitzer ist die Familie von Westen.

Kommst du nach weiteren zwanzig Minuten vor die Tore des Gutes, so siehst du gleich, dass diese auf die Ewigkeit berechneten Gebäude einen Hof von sehr grossen Ausmassen umschliessen, der rechts und links das Herrenhaus mit allerlei Ställen, Scheunen und Wirtschaftsgebäuden einrahmt. Das Ganze bildet fast einen Kreis, der vorn an der Einfahrt eingedrückt ist. Mit einem einzigen Blick übersieht man von jeder

Stelle aus das Ganze.

Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es hier. Vorn rechts steht eine ganze Karawane von Wagen, die schnurgerade ausgerichtet sind, so dass die Deichseln eine gerade Linie bilden. Sie werden heute nicht gebraucht. Dahinter sind Arbeiter des Hofes dabei, dem riesigen Düngerhaufen zu Leibe zu gehen. Sechs Leute beladen drei Wagen, weitere drei sind eben zurückgekehrt, die Pferde werden umgespannt. Nun klatschen die sechs die Seiten fest, damit nichts von dem wertvollen Stoff verlorengeht, die Gäule ziehen an, und ebenso rasch sind die anderen drei an diese Stelle gerückt.

"Job, nicht so viel von dem trockenen Zeug, gut vermengen, dass nicht in eine Ecke nur Stroh kommt und auf eine andere Stelle bloss fetter Dung."

"Heiner, du schmeisst ja alles auf die andere Seite wieder runter, pass doch etwas auf."

"Der zweite Wagen mal ein bisschen dalli, dalli, gleich kommen die Gespanne und ihr habt erst einen

Kinderwagen voll darauf."

Während der Inspektor so herumkommandierte, erschienen auf einmal im Tor zwei Menschen. Ein rüstiger Mann und eine noch junge Frau, die beide

ungeheure Bündel Zeug schleppten.

Dieses Paar bezog heute seine neue Stellung. Es waren Kästners, denen eben der Inspektor entgegenging. Wie sie auf diesen Hof gekommen sind, ist beinahe zum Lachen. Auf dem Rathaus in Elbing trafen sie vor kurzem einen ehemaligen Bekannten, der mit seiner Frau hier auf dem Gut Stellung angenommen hatten, die aber wegen irgend etwas nicht kommen konnten oder nicht wollten.

Kästner war aber auf seinem letzten Arbeitsplatz wegen seiner Gesinnung und Verbandsmitgliedschaft entlassen worden, er war dem Baron zu rot. So hätten die beiden Kästners gern die Stelle auf dem Gute von Westens übernehmen wollen. Aber die Bekannten hatten extra sagen müssen, dass sie nicht dem "roten Verband" angehörten, nicht politisch links wären, denn davon hätte er schon genug, Westen wollte nach und nach diese Kräfte loswerden.

Aber Kästners Bekannter hatte ihm einfach seine Papiere gegeben, soweit Kästner sie auf der neuen Stelle gebrauchte, da Rotenberger, so hiess er ja auf

der bisherigen, verblieb.

So kam Kästner als Julius Rotenberger und als streng nationaler Mann auf das Gut des Herrn von Westen, und eben stand der Herr Inspektor vor ihm.

"Sie sind Rotenberger, und das ist Ihre Frau?" Kästner-Rothenberger bejahte.

"Dann mal mit."

"Das ist für einen, der als deutschnational gilt, aber mal eine frostige Begrüssung", dachte das Paar. "Hier ist Ihre Wohnung," sagte der Inspektor, "wir

müssen sie noch etwas herrichten lassen."

Das betonte er jedesmal, es kam aber nie soweit. Dieses Loch war aber auch zu schwarz und baufällig. Besonders die Frau war wie vor den Kopf geschlagen. Die beiden Kästner, hier Rotenberger genannt, legten ihre Bündel ab. Sie machten erstaunte Gesichter.

"So, nun gehen wir gleich zur Herrschaft." Von Westen liess sich alle Neuen selbst "vorführen". Er hiess hier im Gut der weisse Major. Er war der Schrecken der ganzen Gegend wegen seiner Unduldsamkeit auf allen Gebieten.

"Hier sind die zwei Rotenbergers." Mit diesen Worten schob der Inspektor die beiden vor den Schreibtisch

des gewaltigen Mannes.

"Ich hab' Sie kommen lassen," begann der weisse Major gleich, "weil sich hier anscheinend der Verband festsetzen will. Das passt mir gar nicht in den Kram. Brauchen keine Fremdkörper. Sie sollen nun mal hier 'n bisschen andere Luft reinbringen. Die

Hetzer ausfindig machen und so."
"Also sone Art Spion", dachte Kästner, sagte es aber nicht, sondern nichte nur. Er wollte ihm schon die

Flötentöne beibringen.

"Sie sind doch ein zuverlässiger Mann?"

"Ganz und gar", konnte Kästner-Rotenberger antworten, denn in welcher Hinsicht er "zuverlässig" war, danach wurde er nicht gefragt.

"Alles andere haben wir je brieflich abgemacht. Also dann man in treudeutschem Namen angefangen."

"Wann kommen denn Ihre übrigen Sachen", fragte der Inspektor beim Hinausgehen.

"In etwa einer Woche."

"So, dann können Sie gleich zu Mittag mit bei die Ladekolonne gehen."

Während der frischgebackene Herr Rotenberger mit seiner Frau wieder in sein Loch zurückging, meinte er zu ihr: "Hier halten wir es keine Woche aus, das seh' ich schon. Aber dem treudeutschen Mann möcht' ich doch eine Nase drehen."

Seine Frau, die mit ihrem frischgebackenen Julius (der eigentlich Christian hiess) ein Herz und eine Seele war, liess ihren Zorn an der furchtbaren Bude aus, die man ihnen zur Wohnung gegeben hatte.

"Da wir hier aber kein Pfund Salz essen, bin ich mal zunächst still, sonst schlüg' ich schon gleich in der ersten Stunde Krach", beruhigte Christian sie.

Zu Mittag lernte er die übrigen Hofarbeiter kennen. Deutlich machten sich zwei Richtungen bemerkbar. Ein Teil der Leute war völlig apathisch, gleichgültig, abgestumpft, ein anderer doch wenigstens kritisch eingestellt. Wenn sie erst kritikfähig sind, dann kann man sie auch zur Organisation überzeugen. Aber die Leute des Herrn von Westen waren höchstens zu zwei oder drei im Verband. Es war freilich eine starke Gärung unter ihnen. Erstens wegen des Inspektors, dieser Landbundgrösse, der mehr wegen seines grossen Mundes als wegen seiner agrarischen Kenntnisse gefürchtet war, dann wegen des Essens, wegen der Wohnungen und der fast unglaublichen Antreiberei.

Der falsche Rotenberger übersah am ersten Nachmittag den Betrieb, die fünf, denen er zugeteilt war, machten kein Geheimnis von den Zuständen. Er

wusste bald über alles Bescheid, Der Inspektor schlich um sie herum wie der Iltis um den Hühnerhof. Mit bösen Augen und grimmigen Mienen, das gleiche tat der Herr selber ab und zu. Christian nutzte die Zeit. Wo er ging und stand, versuchte er so ein wenig die Leute aufzuklären. Er betonte dabei immer (um den Verdacht von sich zu halten), dass er ein guter Nationaler sei, aber diese Zustände gingen selbst ihm über die Hutschnur.

Die Leute waren über den Neuen ganz begeistert. Gleich am zweiten Abend traf man sich auf einem versteckten Platz. Dass der Inspektor nichts merkte, schien fast ein Wunder. Am dritten Abend konnte

Kästner über dreissig Mann in den Verband aufnehmen. Es war eine einzige Begeisterung auf dem Hof bis hinab zur weiblichen Arbeiterschaft.

Den vierten Tag wurde er zum Herrn Major gerufen. Ob er schon etwas gemerkt hätte, ob er glaube, wie der Verhetzerei Abbruch getan werden könne, und ob und ob.

Rotenberger-Kästner erklärte, dass er trotz seiner deutschnationalen Gesinnung sagen müsse, die Zustände auf dem Gut seien einfach unerhört.

"Was reden Sie da?" Der weisse Major sprang auf, feuerrot im Gesicht.

"Essen, Wohnen, Behandlung und das System Ihres Inspektors sind einfach unter aller Kanone.'

"Und Sie wollen ein nationaler Mann sein?" von Westen kochte vor Wut.

"Heisst denn national sein Hunger, Erniedrigung, eine menschenunwürdige Behausung dulden und anderes

Sie verlassen sofort meinen Hof. Ihr Geld und alles ist in einer Stunde fertig.'

"Allerdings nur, wenn Sie mich entsprechend entschädigen.

"Ich und Sie entschädigen? Durch den Inspektor lasse ich Sie mit Glanz hinauswerfen."

"Dann wird es noch eine Instanz geben, die über Ihnen steht.

"Halten Sie den Rand. Sie bekommen vier Wochen Ihren Lohn. Nur los, nur los.

Mehr herauszuschlagen war Kästner unmöglich, denn auf dem Wege der Klage wäre ja seine Namenstäuschung nicht aufrechtzuerhalten gewesen.

So zog er mit seiner Frau wieder ab - wie er gekommen war. Nur um eine Zahlstelle des Deutschen Landarbeiter-Verbandes reicher....

Seit diesem Vorgang ist Herr von Westen selbst national gesinnten Arbeitern gegenüber sehr misstrauisch, weil sich die Leute auf seinem Hof nun nichts mehr gefallen lassen, was gegen ihre Menschenwürde verstösst. Hinter die Festungsmauern ist ein frischer Luftzug gekommen, der manches Herrenrecht weggeblasen hat.... teha teha.

DER REICHSADLER ODER DIE KAISERGEBURTSTAGSFEIER IN W.

n Friedenszeiten wurde in unserem Flecken, der kirchlichen Feier des kaiserlichen Geburtstages zugleich Kreisort und Sitz des Landrats war, all- genau geregelt, und es wurde alle Jahre ängstjährlich der Geburtstag des Kaisers gefeiert. Daran nahmen auch die zu unserem Kirchspiel gehörenden benachbarten Heidedörfer teil. Diese Gemeinden waren dank der aufklärenden Tätigkeit der landwirtschaftlichen Lehranstalt in der richtigen Anwendung von Kunstdüngemitteln und lohnender Bewirtschaftung des zum Teil lehmhaltigen Landbodens so vorwärtsgekommen, dass sie als recht wohhabend bezeichnet werden konnten. Mit der Wohlhabenheit und dem Bewusststein der gesicherten Lebensbasis steigt das Selbstgefühl, und wenn die "Heidcher" auch treue, liebe und überaus freundliche Leute waren, so liessen sie sich doch auch in keiner Weise irgendwie in ihrem Stolz und Ehrgefühl zu nahe kommen. In den Gemeinden war ein stark ent-wickelter Gemeinsinn und ein musterhaftes Zusammenhalten, und die einzelnen Gemeinden und Kirchspiele waren ängstlich darauf bedacht, dass sie nur ja nicht irgendwie den anderen nachstanden. So war denn auch die Reihenfolge beim Marsch zur

genau geregelt, und es wurde alle Jahre ängstlich darüber gewacht, dass sie innegehalten wurde. Bei einer solchen Feier kam einmal der Kriegerverein der Gemeinde W. etwas zu spät auf dem Sammelplatz an. Die andern Gemeinden waren schon beim Abmarsch und weigerten sich, die Kameraden aus W. noch in den ihnen eigentlich gebührenden Platz einreihen zu lassen. So mussten diese dann "achteran" marschieren. Das war eine schwere Kränkung ihres Stolzes, die sie nicht so leicht überwanden. Es wurde darob beschlossen, im nächsten Jahr sich nicht mehr an der Kreis- und Kirchspielfeier zu beteiligen, sondern in W. eine eigene Kaisergeburtstagsfeier abzuhalten. Einige Wochen vor dem Festtage im folgenden Jahre wurde also im Anschluss an eine Gemeindeversammlung das Programm für die Feier aufgestellt, worüber man sich schnell einigte: Festakt in der Schule, Festessen im Dorfkrug mit anschliessendem Tanz, Theateraufführungen und grosses Brillantfeuerwerk. Für Ausschmückung des Schullokals und des Dorfkrugsaales wurden beträchtliche Beträge gezeichnet. Man wollte beweisen, dass man in W. ebenso würdig feiern könne wie im Kreisort. Soweit war alles im Lot. Nur über einen Punkt herrschte Uneinigkeit, nämlich darüber, wer beim eigentlichen Festakt in der Schule das Kaiserhoch ausbringen sollte. Sowohl der Gemeindevorsteher Hinrich Mayer 4 als auch der Vorsitzende des Kriegervereins Hinrich Mayer 12 nahmen dieses Ehrenrecht für sich in Anspruch. Schliesslich obsiegte der Gemeindevorsteher, da der "Kriegerverein nur ein Bestandteil der Gemeinde sei, der Gemeindevorsteher aber der ganzen Gemeinde, also auch dem Kriegerverein, übergeordnet sei". Hinrich Mayern 12 wurmte diese Entscheidung der

Hinrich Mayern 12 wurmte diese Entscheidung der Gemeindevertretung sehr, denn er war etwas älter als Hinrich Mayer 4, und sein Hof war um eine achtel Hufe grösser, ausserdem konnte es seine soldatische Ehre nicht ertragen, dass er als Vorsitzender des Kriegervereins und ehemaliger Unteroffizier einem "Zivilisten" nachstehen sollte. Eines Tages kam ihm der rettende Gedanke. Er beschloss, durch eine "Urabstimmung" den Beschluss der Gemeindevertretung umzustürzen. Da Hinrich seine Pappenheimer kannte, so setzte er sich hin und schrieb auf einen Zettel: "Alle Unterzeichneten wollen, dass bei der Kaisergeburtstagsfeier das Hoch auf den obersten Kriegsherrn nicht von dem Gemeindevorsteher, sondern von dem Vorsitzenden des Kriegervereins, Hinrich Mayer 12, ausgebracht werden soll." Diesen Zettel gab er dem Gemeindediener, Schuster Hinrich Mayer 21, nebst einem blanken Taler zur Einsammlung der Unterschriften. Hinrich Mayer 21 machte sich mit dem Zettel auf die Strümpfe und holte die Unterschriften in der üblichen Weise ein, indem er auf jedem Gehöft erschien und den Zettel mit der Bemerkung vorwies: "Dat schall hier glicks unnerschrewen warden", worauf dann der Bauer selbst oder in seiner Abwesenheit wohl auch seine Frau oder jemand anders für ihn die Unterschrift leistete. In kurzer Zeit hatte der Gemeindediener die Unterschriften zusammen. Es soll sogar die vom Gemeindevorsteher selbst dabeigewesen sein, die seine Tochter ahnungslos für ihn abgegeben hatte.

An andern Tage ging der Herr Vorsitzende des Kriegervereins zum Gemeindevorsteher und überreichte ihm mit einem "schitterigen Grinsen" den "Gemeindebeschluss". Hinrich Mayer 4 war erst stark verblüfft, fasste sich aber bald, tat so, als ob er gute Miene zum bösen Spiel uachte und erklärte, dem Wunsche der ganzen Gemeinde wolle er nicht entgegen sein. Er gab sogar dem Herrn Kriegervereinsvorsitzenden die Hand und entliess ihn freundlich mit einem "Na denn veel Glück tau dien Red'." Insgeheim hatte er aber seinen Plan schon gefasst; er kannte "seine Pappenheimer" noch besser und wartete ruhig ab.

Inzwischen kam der Tag des grossen Ereignisses näher, die Vorbereitungen waren im besten Gange und liessen die schönsten Erfolge erhoffen. Da schickte in aller Stille der Herr Gemeindevorsteher Hinrich Mayer 4 durch den Gemeindediener Hinrich Mayer 21 einen "Umlauf" folgenden Inhalts durch die Gemeinde: "Sämtliche hier unterzeichneten Gemeindemitglieder wünschen endgültig, dass beim Festakt zur Feier des Geburtstages unseres obersten Landesherrn nicht der Vorsitzende des Kriegervereins, sondern unser Gemeindevorsteher, Hinrich Mayer 4, das Hoch auf Seine Majestät ausbringen soll. Die Unterzeichneten sind der Ansicht, dass der Kriegerverein ein Teil der Gemeinde ist und daher dem Gemeindevorstand untersteht." Hinrich Mayer 21

jagte von Hof zu Hof: "Hier disse Zeddel vom Vörstand schall glicks unnerschrewen warden." Bald hatte er, wie gewöhnlich, alle Unterschriften — auch die von Hinrich Mayer 12, denn die Frau des Herrn Kriegervereinsvorsitzenden hatte für ihn die schwere Arbeit erledigt.

Als am Tage vor der Feier der Herr Gemeindevorsteher dem Herrn Kriegervereinsvorsitzenden das Ergebnis der letzten "Gemeindeabstimmung" schriftlich mitgeteilt hatte, bekam dieser einen Tobsuchtsanfall. Sofort wurde der Vorstand des Kriegervereins berufen, dem der Herr Vorsitzende in aufgeregter Stimmung die Mitteilung des Gemeindevorstehers vortrug. Auch die andern Vorstandsmitglieder waren anfangs erbost, aber bald siegte bei ihnen die Vernunft und alle hitzigen Vorschläge des Herrn Vorsitzenden (Nichtbeteiligung des Vereins, getrennte Feier usw.) wurden in Rücksicht auf das Ansehen der Gemeinde abgelehnt; ja, als sich Hinrich Mayer 12 gar nicht fügen wollte, wurde ihm kurzerhand bedeutet, dass dann eben der stellvertretende Vorsitzende, Jan Behrens Nr. 13, den Verein führen werde. Das half schliesslich mehr als der Trost, dass er ja beim Festmahl das Hoch auf den obersten Kriegsherrn ausbringen könne. Wohl oder übel fügte sich also der Herr Vorsitzende, denn er wollte doch nicht darauf verzichten, mit Federbusch, Degen und Schärpe den Verein zum Festakt zu führen und dort würdig zu vertreten.

Der grosse Tag war angebrochen. Pünktlich um halb Elf war der festlich geschmückte Schulsaal bis auf den letzten Platz gefüllt. In der vordersten Reihe sassen die Honoratioren, die Gemeindevertretung, der Vorstand des Kriegervereins, in der Mitte den immer noch leise knurrenden Vorsitzenden, und einige Veteranen. Böllerschüsse kündeten den Beginn der Feier an. Darauf sang man unter Musikbegleitung den Choral "Lobe den Herren, den mächtigen König" Der Herr Hauptlehrer hielt eine Rede über die Verdienste der Hohenzollern um den Staat, worauf der Herr Gemeindevorsteher Hinrich Mayer 4 das Rednerpult bestieg, um nunmehr kraft Beschlusses der Gemeinde sein Kaiserhoch würdig und mit markigen Worten auszubringen. Als "Disposition" für seine Rede hatte er an der Wand hinter dem Rednerpult auf schwarzweissrotem Untergrunde einen riesigen Reichsadler anbringen lassen, der die ganze Versammlung gleichsam überschaute. Der Herr Gemeindevorsteher begann unter sichtlichem Unbehagen des Herrn Kriegervereinsvorsitzenden seinen Kaisertoast also: "Hochverehrte Festversammlung! Liebe Gemeindemitglieder, und auch Ji, liebe Mitglieder des Kriegervereins! (Knurren des Herrn Vorsitzenden.) Wir feiern hüt den Geburtstag Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn, unseres obersten Landes- und Kriegsherrn! - Bei dieser Gelegenheit ist es wohl angebracht, dat wi uns einmal die Bedütung von der hohen Stellung klar machen, die Seine Majestät als oberster Schirmherr unseres geliebten Vaterlandes einnimmt. Zu diesem Zweck bitte ich Jug, mal mit mir hier diesen Riksoar genau zu betrachten (damit wies er auf den Reichsadler), der wo als Symbol von dat ganze Vaterland gelten kann. Da seht Ji zunächst den Rumpf, der die Glieder zusammenhält. Dieser Rumpf, das sind wir, die Bauern und Bürger, die Handwerker, die Landwirtschaft und die Industrie. Das ist der Nährstand, der dat ganze Rik ernährt. Dann fallen Jug an den Oar die scharfen Krallen auf. Die scharfen Krallen, dat is der Wehrstand, dat is Deutschlands schimmernde Wehr in Waffen, dat is unser aktives Heer,

das is die Reserve und die Landwehr, dat sünd Ji vom Kriegerverein! (Steigender Unwille des Herrn Kriegervereinsvorsitzenden.) Der Wehrstand, der stürzt sich auf den Feind, der unser geliebtes Vaterland bedrohen sollte, packt ihn mit seinen Fängen und Krallens und vernichtet ihn. Und zum dritten springen Jug die gewaltigen Flittige des Riksoars in die Augen — die Flittige, das is die Kaiserliche Marine. Sie trägt mit Macht den Ruhm des deutschen Vaterlandes weit über die wogenden Meere zu den Völkern der Erde und schützt die dütsche Handelsflotte und den dütschen Staatsbürger in fremden Landen! Und ganz oben über dem Ganzen, da seht Ji das Haupt des Oars mit der Krone. Das Haupt,

das is unser allergnädigster Kaiser und König, der hoch über dem ganzen Reiche thront und allens von Gottes Gnaden regiert und alles herrlich leitet, und dessen wollen wir stets eingedenk sein, und so fordere ich Jug zum Zeichen dessen auf, mit mir zu rufen: . . ." Hier konnte sich der Herr Vorsitzende des Kriegervereins nicht länger halten; er erhob sich halb und rief dazwischen: "Und achtern dat Oarslock, dat bist du!" und kek dorbi den Herrn Gemeindevorsteher griflachend an.

In schallendem Gelächter ging das Hoch unter, und nur dadurch konnte die Situation noch gerettet werden, dass die Kapelle einen kräftigen Tusch und das "Heil dir im Siegerkranz" intonierte. F. Fest.

DIE VERHEXTEN GÄNSE

Mäin Jott, mäin Jott, was ist mich bloss mit den Jänsen", liess sich Frau Hofbesitzer Jurgatschen aus Kalweiten vernehmen.

Schon seit geraumer Zeit war vom Hofe, wo sie ihre Gänse, ihren ganzen Stolz, wusste, ein Gekakel, ein Geschrei und Geschnatter zu hören, wie sie es gar nicht gewöhnt war. Die Tiere, die sonst nur ab und zu ein zufriedenes "Baack — baack — baack", oder wenn mal ein Dorfjunge vorbeiflitzte, ein schnelles zorniges "Back — back — ffss —" herausbrachten, musizierten heute in sämtlichen Tonarten.

Nein, Frau Jurgatschen hielt es in der Küche nicht mehr aus; sie musste nachsehen, was auf dem Hofe vorging. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ihre gewichtige, umfangreiche Gestalt den Hof erreichte. Sie war kaum draussen, da ertönte ein markerschütternder Schrei. Das ganze Gesinde und die Nachbarn liefen zusammen.

Sie kamen gerade noch zurecht, um zu verhindern, dass sich Frau Jurgatschen der Länge nach auf den Dunghaufen legte. — Wer sollte auch den Anblick, den die Gänse darboten, ertragen? Sie sausten wie die wilde Jagd auf dem Hof umher. Taumelten von einer Seite auf die andere, wie Schiffe auf sturmbewegter See. Stiessen mal da, mal dort mit dem Kopf an, watschelten heftig schnatternd gegen Zaun und Mauer und waren wie vom Teufel besessen.

Ein kurzes Erstaunen ob dieses wunderlichen Schauspiels — und die Mehrzahl der auf dem Hofe Stehenden kam zu dem Resultat, dass die Gänse verhext seien. Grund genug für die Furchtsamsten, sich schleunigst zu entfernen.

Der Rat der übrigen, die "weise Frau" zur Bannung der Besessenheit herbeizurufen, kam zu spät. Die Zauberei begann ihre Wirkung dahin auszuüben, dass sich eine Gans nach der anderen auf die Seite legte und von diesem Leben Abschied zu nehmen schien. Die Zuschauer drückten Frau Jurgatschen ihre mehr oder weniger tiefgefühlte Teilnahme über den Verlust der Gänse aus und gaben ihr beim Gehen den guten Rat, wenigstens die schönen Halsfedern zu retten.

Nachdem sich Frau Jurgatschen einigermassen erholt hatte, überwand sie ihre Scheu vor den verhexten Gänsen und ging tränenden Auges daran, die Federn zu rupfen. Nach Beendigung ihres traurigen Werkes warf sie die Kadaver auf den Dunghaufen. —

Wenige Stunden waren vergangen, als vom Hofe her alltägliches Gänsegeschrei zu hören war. Frau Jurgatschen trieb es wieder hinaus, um die vermeintlichen fremden Gänse fortzujagen. Aber was sie jetzt sah, überbot alle bisherigen Schrecken: die gerupften Gänse waren zu neuem Leben erwacht und kamen ihr freudig watschelnd entgegen in der Hoffnung, Futter zu erhalten.

Hilfeschreiend wich Frau Jurgalschen zurück. Wieder lief so ziemlich alles, was Beine hatte, herbei. So etwas war noch nie dagewesen! In erregten Vermutungen erging man sich über die Ursache der unglücklichen "Hexerei".

Da nahte der Brennmeister der benachbarten Brennerei, betrachtete sich kopfschüttelnd die gerupften Bratvögel und sagte: "Mainen Sprit haben die Beester jesoffen! Aeinen halben Aeimer hab ich vor die Tür jeställt heute morjen. Nachher war er umjeschmissen. Ja, vom Teufel besässen sind die Jänse, aber vom Alkoholteufel!"

Das Gelächter war im ganzen Dorf zu hören.

Seit diesem Tage watschelten die Gerupften in scheuem Bogen um die Brennerei herum. Aber die "verhäxten Jänse" hiessen sie bis zu ihrem unseligen Ende in der Bratpfanne. H. Drunsel.

in Bauer trat mit einer Klage vor Junker Alexander hin: "Vernehmt, Herr, dass ich heut am Tage recht übel angekommen bin. Mein Hund hat Eure Kuh gebissen! — Wer wird den Schaden tragen müssen?"

"Schelm, das sollst du", fuhr hier der Junker auf; Und wie heiss nun das Urteil Alexand "für 30 Taler war die Kuh mir nicht zu Kauf. Die "Ja, Bauer, das ist ganz was anderes."

DER JUNKER UND DER BAUER

sollst du diesen Augenblick erlegen. Das sei hiermit erkannt von Rechtes wegen."

"Ach nein, gestrenger Herr! Ich bitte, höret!" rief ihm der Bauer wieder zu, "ich hab' es in der Angst verkehrt gesagt — nein, Euer Hund biss meine Kuh." Und wie heiss nun das Urteil Alexanders?

Requiescat

Wer den wucht gen Hammer schwingt; Wer im Felde mäht die Ähren; Wer ins Mark der Erde dringt, Weib und Kinder zu ernähren; Wer stroman den Nachen zieht; Wer bei Woll' und Werk und Flachfe Hinterm Webestuhl sich müht, Dass sein blonder Junge wachse:— Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiss,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!
Ferdinand Freiligrath.

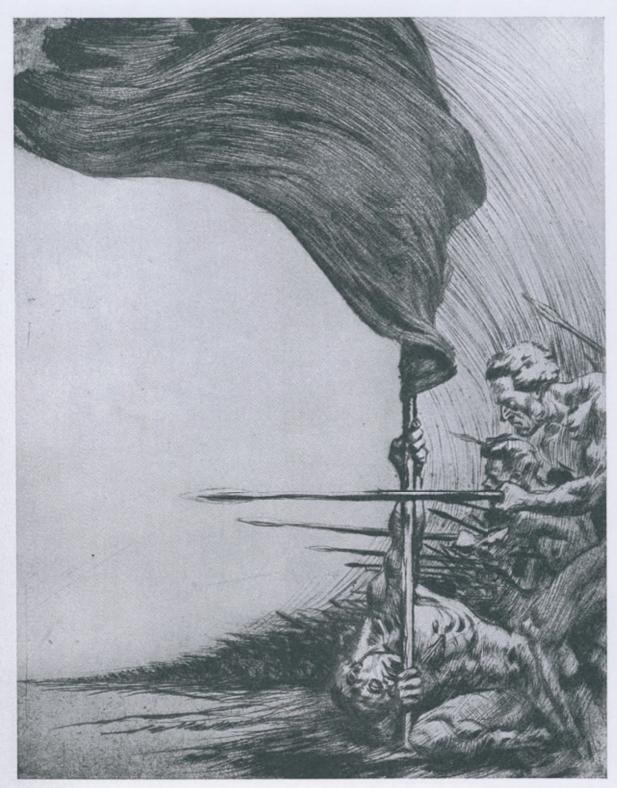
In Reih' und Glied

Stell dich in Reih' und Glied, Das Ganze zu verstärken, Mag auch, wer 's Ganze sieht, Dich nicht darin bemerken. Das Ganze wirkt, und du Bist drin mit deinen Werken.

Stell dich in Reih' und Glied Und schare dich den Scharen; Und teilst du nicht den Ruhm, So teilst du die Gefahren. Wird nicht der Musterer Den Einzelmann gewahren, Mit Lust doch wird er sehn Vollzählig seine Scharen.

Damit im Lanzenwald
Nicht fehlet eine Lanze,
Heb' deine fest und sei
Gefasst auf jeder Schanze.
Sei nur ein Blatt im Kranz,
Ein Ring im Ringeltanze,
Fühl' dich im Ganzen ganz
Und ewig wie das Ganze.

Friedrich Rückert.



Prof. J. Belsen: Tord Foleson



ARTHUR JAHR:

Sie haben die alte Frau Groth begraben. Die humpelnde und gebrechliche Trine Groth, die am äussersten Ende des Dorfes wohnte. Dort, wo ein schmaler Feldweg nach den Viehkoppeln führt, stand ihre Kate. Ein kleines Gärtchen war vor dem Häuschen. Rittersporn wuchs darin, Reseda und Vergissmeinnicht. Und im Herbst blühten dort einige Sonnenblumen mit ihren grossen Köpfen und an einer verwitterten Holzbank leuchtende Georginen. Neben der Haustür mit den ausgetretenen Sandsteinfliesen wuchs ein Holunderbaum, den hat Trine sorgsam gepflegt, Jahr um Jahr. Und sie selbst ist dabei alt und grau geworden.

Niemand im Dorf hatte es glauben wollen, dass Trine Groth gestorben sei. Es schien, als ob sie nie sterben wollte. Dass einmal eine Zeit kommen würde, in der Trine nicht mehr da sei, schien ein undenkbarer Begriff. Freilich, das wussten die Häusler und kleinen Leute, leicht war ihr das Leben nicht gewesen. Mühe und Sorge ruhten auf ihr, aber Trine Groth hat sie getragen, die langen Jahre ihres Lebens, wenn auch ihr armes Herz oft schier verzagen wollte. Und doch hat es einmal eine Zeit gegeben, wo sie frohgemut in die Zukunft schaute. Jung war sie damals und hübsch, sehr hübsch sogar. Die alten Leute im Dorf erzählen das heute noch, und eine kleine Photographie, die im altmodischen Rahmen in Trines Stübchen hängt, bestätigt diese Erzählungen. Sie war ein dralles Friesenmädchen, mit blauen, unergründlichen Augen. Lang. lang ist es her. Und die jungen Burschen im Dorf waren wie wild hinter der schmucken Deern. Besonders die Söhne der Grossbauern aber glaubten, am Sonntag, wenn das junge Volk nach dem "Krug" zog und sich auf dem Tanzboden tummelte, ein beson-

MUTTER GROTH

deres Anrecht auf sie zu haben. Da sassen die Musikanten auf einer kleinen Empore, über dem Menschengewimmel. Hein Kluver, der sonst alltags Besen band und den Bauern die Strohdächer flickte, spielte die Ziehharmonika. Das war ein lustiger Kauz, den Kopf voller Schnurren und lustiger Einfälle. Neben ihm sass der kleine Gustav, Knecht beim Bauernvogt, der spielte die Querpfeife. Diedeldum, hei Diedeldum. Auch der schmächtige Kortmann sass dort oben; im profanen Leben Dorfschneidermeister. Der spielte die Bassgeige. Wenn ein neuer Tanz begann, so riss er seinen Mund auf, dass man die schwarzen Zahnlücken sah, und brüllte in den Saal: "Man tau, Kinners." Und dann drehten sich die Paare im Kreise. Die Burschen sangen mit lauter Stimme den Text der Volksgesänge: "De Grobschmied sit vor siene Tür"; oder: "Wenn da ein Pott mit Bohnen steit", liefen um ihre Mädchen herum und klatschten in die Hände. Und Trine war eine der besten Tänzerinnen. Manche Eifersüchtelei der Bauernburschen war nur um ihretwillen entstanden. Freilich, Trine merkte es wohl, wie sie um sie warben. Wenn die Besitzersöhne in den Tanzpausen sich um sie drängelten, die Hände spielend an den dicken Uhrketten, Margueriten im Knopfloch. Schmeichelnd, girrend buhlten sie um ihre Gunst. Sie rannten nach der Theke, um ihr einen "Weiber-schnaps" zu kaufen. Aber Trine lächelte im Hochgefühl ihrer Unnahbarkeit, "Gebt euch keine Mühe", sagte sie. "Glaubt ihr selbst, mich heiraten zu wollen? Wo eure Eltern immer nach den reichsten Bauernmädchen Umschau halten. Seht ihr denn nicht, wie eure Schwestern vor Wut auf mich bald platzen." Trine wusste sehr wohl, wem sie gut war. Und das

kam so. Da war ein junger Mensch, der sich erst seit kurzer Zeit im Orte befand. Fleissig und nüchtern war er, das musste man ihm lassen. Er stammte aus Süddeutschland und hatte als Zimmermann in der benachbarten Hafenstadt Arbeit gefunden. Da er spasam war, hatte er fich in dem kleinen Dorf bei einem Tagelöhner Kost und Wohnung gesucht. Seine Kollegen und die Bauernburschen hänselten ihn oft wegen seiner seltsamen Ausdrucksweise. In den "Krug" kam er selten. Aber abends sass er bis spät in die Nacht in seinem Stübchen und las Bücher. Aber was für Bücher las er. Nicht den Bauernkalender oder solche Romane, wie sie in der Kreiszeitung standen. Nein, er liess sich Bücher und Zeitungen aus Hamburg schicken. Wunderliche Aufschriften standen auf diesen Büchern. Bebel, Liebknecht und andere fremde Männer schrieben solches wunderliche Zeug. In die Kirche ging der fremde Mensch gar nicht. Das war verdächtig. Der Pfarrer und der Bauernvogt betrachteten ihn mit Misstrauen. Auch Trine konnte sich solche gottlose Gesinnung nicht erklären, denn solange sie denken konnte, war in ihrer Familie auf den Glauben viel Wert gelegt worden. Aber hübsch war der junge Mensch, das sagte sie gar oft zu sich selbst. Da geschah es eines Tages, dass sie, als sie vom Felde heimkehrte, diesem jungen Mann begegnete. Freundlich redete er sie an. Trine war anfangs sehr zurückhaltend. Aber je länger der Fremde erzählte, um so mehr musste sie ihm lauschen. Der Tausend, der sprach ja wie ein studierter Mann, besser fast als der Herr Pfarrer. Und als er von dem ungeheuren Unrecht, von der Not der Zeit sprach, da musste sie ihm tausendmal recht geben, "Was habe ich denn nur getan," dachte sie, "dass ich das nicht schon selbst gefühlt habe. Gewiss hat er recht, wie grausam sind oft unsere Bauern gegen ihre Untergebenen. Und warum tadelt dies nicht der Pfarrer. Warum soll ich denn genau so denken wie die hohen Herren?"

Sie hat sich noch oft mit ihm getroffen. Sie lernte ihn verstehen und - lieben. Freilich, die Aufregung im Dorf war gross, als die hübsche Trine den Landfremden heiratete. Ihre Eltern konnten zwar anfangs die Gesinnung ihres Schwiegersohnes nicht recht leiden, aber er war tüchtig, hatte sich etwas erspart, und so willigten sie schliesslich ein, dass Trine ihn heiratete. Als nach einiger Zeit ein munteres Bübchen zur Welt kam, da waren die jungen Eltern glücklich und meinten, es müsse immer so bleiben. Frau Sorge, die alte verschleierte Frau, begehrte Einlass. Der Meister des jungen Mannes hatte eines Tages entdeckt, dass dieser eine Zeitung bei sich trug, die hochverräterische Ziele verfolgte. Da er zu dieser Zeit gerade nicht viel Aufträge hatte, war ihm das ein willkommener Anlass, seinem Arbeiter zu kündigen. Das war mitten im Winter. Da war guter Rat teuer. Aber Trines Mann wusste sich zu helfen. Er kaufte Peitschenschnüre und gingdamit aufden umliegenden Dörfern hausieren. Im Frühjahr bekam er auf einem Neubau wieder Arbeit. Dann kam ein Tag, der

schwärzeste Tag in Trines Leben. Da hielt zu Mittag ein Leiterwagen vor Trines Wohnung. Auf dem Wagen lag auf Stroh, in Segeltuch gehüllt, eine menschliche Leiche. Das war Trines Mann. Er war vom Bau gestürzt, und wenige Minuten später war er verschieden. Trine brach an der Leiche zusammen. Die Männer trugen die traurige Last in das Haus und entfernten sich bald. Alltägliche Trostworte waren hier nicht am Platze, das fühlten sie innerlich. Da gaben sie der jungen Frau die Hand und fuhren mit dem Wagen wieder fort.

Trine fiel in ein heftiges Nervenfieber und lag lange Zeit zwischen Tod und Leben. Als sie wieder aufstehen konnte, war sie eine andere geworden. Die lebenslustige Trine von einst war fast zur Matrone geworden. Aber nun klagte sie nicht mehr. Es musste gehen. Trotz alledem. Und sie hat wacker durchgehalten. Sie half den Bauern bei der Ernte, um sich und ihren Jungen zu ernähren. Sonntags ging sie hinaus auf den Friedhof und besuchte das Grab ihres Mannes, bepflanzte es mit Studentenblumen und Reseda. Dann liess sie ein schlichtes Holzkreuz daraufsetzen.

Jahre kamen und gingen. Trines Junge wuchs heran. Gesund war er und gescheit wie sein Vater. Als er aus der Schule kam, ging er nach Hamburg in eine Maschinenfabrik. Dort lernte er Maschinenbauer. Trine war stolz auf ihn und wartete sehnsüchtig auf seine Briefe. Sie wusste, er hatte auch schwer zu kämpfen, und viel konnte sie ihm auch nicht geben. Trine wurde alt. Ihr Sohn verheiratete sich, bat die Mutter, nach Hamburg zu kommen. Trine hatte Angst vor der Grossstadt und konnte sich auch von dem Grabe ihres Mannes nicht trennen. Da liess der Sohn ihr den Willen. Ab und zu besuchte er sie. Trines Haar war weiss geworden. Die Arbeit ging nur noch mühsam vorwärts. Einige Leute gaben ihr etwas zu spinnen, schenkten ihr einige Kartoffeln. Sie sammelte die Wolle, die die Schafe an den Gebüschen verloren, reinigte sie und spann sie im Winter. Wenn der Sohn sie besuchte, der nun Frau und Enkelkinder mitbrachte, dann lächelte sie müde. Sie fror jetzt oft, trug auch im Sommer ein wollenes Kopftuch. Es ging mit ihr zu Ende. Und eines Tages lag sie tot im Bett. Aber ein Lächeln schien über ihr welkes Antlitz zu huschen. Frühling war es, vor dem Hause blühte der Flieder. Der Sohn war von Hamburg gekommen. Seine Frau hatte Trine bis zuletzt gepflegt. Dann kamen die Leute, legten sie in einen braunen Sarg und trugen sie hinaus auf den Friedhof. Die Trauerfeier war bald vorbei. Es war ja nur eine Tagelöhnerin. Der Sohn sah, in Gedanken versunken. in das Grab: "Arme Mutter", murmelte er, dann seufzte er auf. Der Schullehrer drückte ihm die Hand. "Sie hat nur Mühe und Arbeit gehabt ihr Leben lang", sagte er. Dann ging er mit den anderen Leuten zum Friedhof hinaus. Und der junge Mann zerdrückte eine Blume in seiner Hand und schaute dem Schulmeister nach, bis sich dessen Gestalt im Schatten des Abends verlor. -

Dem Ackermann

Flach bedeckt und leicht den goldenen Samen die Furche, Guter! Die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein. Fröhlich gepflügt und gesät! Hier keimt lebendige Nahrung. Und die Hoffnung entfernt selbst von dem Grabe sich nicht.

JAN POLAK

STEPHAN LIPINSKI:

n einem grossen Kirchdorfe, etwa eine halbe Tagereise zu Fuss, war Ablass. Natürlich war es ausgemacht, dass wir, bis auf wenige Ausnahmen, hingingen. Unsere Bitte an die Gutsverwaltung, uns einen Wagen zu stellen, wurde abgewiesen, weil die Pferde jetzt in der Ernte am Sonntag geschont werden müssten. In der Nacht zum Sonntag gingen wir los. Zuerst immer durch Wald. Wir hätten uns bestimmt verirrt, wenn nicht voran einige der Einheimischen gegangen wären, von denen einer eine brennende Laterne trug. Der Landarbeiter hat, abgesehen von Ausnahmen, nicht viel Sinn für die Schönheiten der Natur, was darauf zurückzuführen ist, dass er meistens von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unter freiem Himmel die schwerste Arbeit verrichten muss. Ob Sturm und Regen, ob Sonnenschein oder bittere Winterkälte, immer muss er hinaus ins Freie zum Fronen. Er bekommt manchmal monatelang sein Heim nicht zu sehen, ausser während der Schlafenszeit. Er sehnt sich nach Hause und beneidet den, der sich öfter in seinem Heim aufhalten kann. Ich kenne Landarbeiter, deren grösstes Sonntagsvergnügen darin besteht, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben und die vier Pfähle nicht zu verlassen.

Jetzt aber, als unsere Kolonne, eng aneinandergerückt, still durch den finsteren Wald marschierte, waren wohl nur wenige, die sich ganz dem Zauber dieses reizvollen Stimmungsbildes entziehen konnten, das, den meisten wohl unbewusst, auf jeden wirkte. Die Frauen, etwas furchtsam, in halblautem Gespräch aber im Gefühl des Geborgenseins im Hinblick auf die Anwesenheit einer grösseren Anzahl Männer. Manchmal kreischte eine der Frauen auf, wenn sie über eine Wurzel stolperte, oder ein am Wege stehender Wacholderstrauch plötzlich wie ein aus der Erde gestampftes Fabelwesen auftauchte. Auch die Männer sprachen unwillkürlich leiser.

Ganz allmählich wurde es oben über den Kronen ein wenig heller. Jetzt konnte man schon hier und da etwas sehen. In demselben Augenblick hörten wir die ersten Vogelstimmen, und merkwürdig, je heller es wurde, um so mehr verlor sich die Scheu und unwillkürliche Ehrfurcht vor dem schweigenden Wald. Da kicherten ein paar Mädels über den Zuruf eines Burschen. Ein anderer machte einige Witze, und als es noch ein wenig heller wurde, war eine allgemeine Unterhaltung im Gange.

Später, als die Sonne höher und höher stieg, ging es stundenlang einen baum- und schattenlosen Feldweg entlang. Es wurde immer wärmer, und der Schweiss begann aus den Poren zu treten. Lieber wären wir jetzt durch den Wald geschritten und in der Nacht über diese Sandwüste. Keine Wolke liess sich sehen, und die Sonne folgte uns unverdrossen, als wenn auch sie zum Ablass wollte. Zwei Dörfer hatten wir bereits passiert, aber nur in dem einen eine kurze Pause ge-

macht; denn erstens mussten wir befürchten, zu spät zur Kirche zu kommen, und dann wollten wir doch heute zur Beichte, und da kounten wir uns doch nicht den Bauch vollstopfen, ehe wir nicht den Leib Christi genossen hatten.

Schon mehrere Stunden waren wir so durch die sengende Glut gewandert. Der Schweiss lief uns in Bächen am Körper herab. Eine ganz merkwürdige Schwäche fühlte ich, was wohl daran lag, dass ich diese Nacht gar nicht geschlafen und auch bisher nichts gegessen hatte. Keiner sprach etwas. Alles stapfte, etwas vornübergeneigt, in dem heissen Sand vorwärts. Wenn nur der Boden etwas steifer geworden wäre! Aber so versank man ja beinahe bis an die Knöchel und kam gar nicht weiter. Wenn man wenigstens ein bisschen fluchen könnte! Aber nein, nicht einmal leise durfte man das, denn wir waren (das war ja eben die verfluchte Geschichte) auf dem Wege zum Ablass. Plötzlich schrien einige Frauen auf. Eines der Mäden war umgefallen und lag, blaurot im Gesicht, im Sande, Zum Glück war ein Gehöft nicht weit ab, wohin wir die vom Hitzschlag Betroffene trugen. Mehrere von uns sahen ebenfalls schon ganz puterrot aus, trotzdem liess sich niemand aufhalten. Die Kranke, die sich rasch erholte, der Obhut eines alten Mütterchens überlassend, die augenblicklich die einzige Hüterin des Anwesens war, machten wir uns wieder auf den Weg.

Erfreulicherweise war der Ort nicht mehr fern. Seit einiger Zeit hörten wir das Glockengeläute des Kirchturms, der dort in der Ferne, von einem Kranz von Bäumen umgeben, hervorguckte. Von allen Seiten strömten Menschen herbei. Schon von weitem, ehe wir die ersten Häuser erreichten, tönte das Summen einer grossen Menschenmenge an unsere Ohren. Die Dorfstrasse entlang war rechts und links alles mit Verkaufsbuden besetzt, die aber jetzt noch geschlossen waren. Als wir zur Kirche kamen, fanden wir diese schon vollständig überfüllt. Zu vielen Hunderten knieten die Gläubigen draussen auf dem Friedhof rings um die Kirche herum und beteten. Der grösste Andrang war vor dem Haupteingang, dessen Tore weit offen standen und einen Einblick in das Innere gestatteten. Der Gottesdienst hatte noch nicht begonnen. Bis in den letzten Winkel war der ziemlich grosse Raum mit Betern gefüllt. In dem Mittelgang kniete eine dichtgedrängte Menge. Viele Frauen lagen kniend, mit dem Gesicht vornübergebeugt, auf dem Steinboden in stillem Gebet. Es war nur gut, dass wir im Innern keinen Platz mehr gefunden hatten, denn bei unserem Zustand hätten wir es dort drinnen, eingekeilt in der dichten Menschenmenge, nicht lange ausgehalten. Soeben schleppte man wieder zwei Personen heraus, die ohnmächtig zusammengebrochen waren. Hier unter den schattigen Bäumen war es verhältnismässig kühl. An einigen Stellen sassen auf Lehnstühlen einige

Priester, die aus der Umgegend zur Unterstützung ihrer hier ansässigen Amtskollegen herbeigeeilt waren, und nahmen die Beichte ab. Die gestickte Stola vor den Mund haltend, damit niemand durch die Lippenbewegungen etwas verstehen oder erraten konnte, hörten sie die Geständnisse der Sünder. Wir hatten uns sofort um einen jungen Geistlichen geschart, dessen mildes, freundliches Gesicht vermuten liess, dass er uns für unsere Sünden nicht so schwer hernehmen werde. Als auch ich endlich gebeichtet hatte und mit der Absolution entlassen war, gesellte ich mich zu meinen Kollegen, die vor dem Haupteingang Platz genommen hatten. Man konnte von hier aus das Innere der Kirche, in welcher jetzt der Gottesdienst in vollem Gange war, gut überschauen. Vor dem Hochaltar, der beinahe bis hinauf zur Decke reichte und mit Goldschnitzereien reich verziert war, brannten eine Reihe Riesenkerzen. Davor stand ein Priester in prachtvollem Ornat, der die heiligen Handlungen vollführte. Bald sang er etwas in lateinischer Sprache, worauf die sechs in Weiss und Rot gekleideten Ministrantenknaben im Chore antworteten, oder er las in einem grossen Buche, welches aufgeschlagen auf dem Altare lag. Dazwischen ging er, in Ausführung der vorgeschriebenen Zeremonien, hin und her, wendete sich manchmal zur Gemeinde oder kniete vor dem Tabernakel. Währenddem klingelten die Ministranten bei den einzelnen Abschnitten der heiligen Messe mit hellklingenden kleinen Glöckchen und schwangen das Räucherfass, worauf blaue, wunderbar duftende Wölkchen emporstiegen.

Nun hob der Priester die Monstranz, und alles Volk kniete nieder und senkte die Köpfe. Der heiligste Akt der grossen Messe, die Wandlung. Von Schauern erfasst liegt die Menge auf den Knien und wagt nicht emporzublicken. Mit emporgehobenen Armen steht der Priester vor dem Altar und hält die strahlende Monstranz mit dem Allerheiligsten den gläubigen Christen entgegen. Die vielen Glöckchen schlagen immer wieder an. Die blauen Weihrauchwolken hüllen alles wie in einen blauen Schleier ein, in dem man die vielen bunten Fahnen, die goldenen, bunten Altäre, die reichen Farben der Ornate, die flackernden Lichter und den Mittelpunkt, die blitzende Monstranz, nur ganz undeutlich sieht. Dazu das gedämpfte Spiel der Orgel. Die durch die Glasmalereien der Fenster bunt hereinbrechende Sonne erhöht noch die

Wirkung des Gesamtbildes.

Nachdem wir uns noch zur Kommunion (Abendmahl) hereingedrängt hatten, gingen wir wieder hinaus, denn inzwischen hatten die Predigten begonnen, und wir hatten gehört, dass auch draussen gepredigt werden sollte. Es war der junge Geistliche, bei dem wir gebeichtet hatten, der von einem niedrigen Holzgestell aus zu den Tausenden, die sich inzwischen eingefunden hatten, sprach. Was er alles sagte, weiss ich natürlich nicht mehr, nur so viel, dass wir sehr schwere Sünder seien und ganz bestimmt in der Hölle für unsere Missetaten büssen müssten, wenn wir so weiter fortfahren und uns nicht bessern würden. Dieses alles waren ja auch Tatsachen, an denen sicher nicht ein einziger Zuhörer zweifelte. Trotzdem machte es einen tiefen Eindruck auf uns, und wir nahmen uns fest vor, uns bestimmt zu bessern. Als der erste Redner geendet hatte, trat ein anderer Priester an seine Stelle. Einige von uns wollten auch diesen noch anhören, aber wir entschieden uns doch dafür, jetzt erst etwas zu essen, da wir uns kaum noch vor Hunger, Durst und Schwäche aufrecht halten konnten, denn es war schon Nachmittag geworden, und wir hatten seit gestern abend nichts mehr gegessen. Wir traten da-

her hinaus auf die sonnendurchglühte Dorfstrasse, auf der jetzt ein Leben und Treiben war wie auf einem Jahrmarkt. Um die Buden drängte sich ein dichter Schwarm von Schaulustigen. Hier gab es alle möglichen Sorten Zuckersachen, Pfefferkuchen, Steinpflaster und Thorner Katharinchen. Dort drüben etwas mehr Reelles, nämlich Semmeln, Zuckerschnecken, Kringel und Kuchen. Nebenan hatte ein Fleischer seinen Stand und verkaufte Blut- und Leberwurst. Nachdem wir hier an diesen beiden Ständen unseren Bedarf eingekauft hatten, gingen wir zunächst einmal in eines der dichtgefüllten Wirtshäuser, um bei einigen Gläsern Bier unsere Mahlzeit einzunehmen. Da wir uns vorgenommen hatten, heute keinen Schnaps zu trinken, Einfachbier aber uns in Anbetracht der hohen Bedeutung des Tages zu gering erschien, hatten wir Männer für uns bayrisches Bier bestellt, und hier machte ich zum erstenmal die nähere Bekanntschaft mit diesem Getränk, das mir aber gar nicht munden wollte. Ich trank es nur widerwillig und nur deshalb, weil ich sehr grossen Durst hatte und weil die anderen, die behaupteten, dieses Bier schon öfter getrunken zu haben, das Glas anscheinend mit Behagen leerten. Später vertrauten mir aber einige an, dass sie am liebsten das Zeug, das bitter und sauer schmeckte, ausgegossen hätten. Leider mussten wir hier schon die Beobachtung machen, dass manche von den hier eingekehrten Kirchgängern betrunken waren.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, gingen wir, um uns noch die Buden anzusehen. Hier hatte inzwischen das Getriebe seinen Höhepunkt erreicht. Hin und her wogte die Menschenmenge. Lachend, schwatzend, in grösseren Gruppen und einzeln. Hier blieben einzelne stehen, wodurch es für die hinter ihnen Gehenden unmöglich wurde, weiterzukommen. Niemand fiel es deswegen ein, zornig zu werden oder vielleicht gar zu schimpfen. Man hatte ja Zeit, und überhaupt war man ja nicht dazu hergekommen, um sich zu ärgern, sondern es war ja Ablass, und da wusste ja jeder, wie es da zuging. Wer das nicht ansehen wollte,

brauchte ja nicht hinzugehen.

Zwischendurch torkelten Betrunkene und bliesen Kinder auf Pfeifen und Kindertrompeten oder machten Lärm auf Tuten, Klapperwerkzeugen, Trommeln, Knarren, Mundharmonikas und anderen Instrumenten, die ihnen die Eltern zur Belustigung und Freude aller gekauft hatten. Da bei uns die Mode, bei solchen Gelegenheiten für die Liebste ein Pfefferkuchenherz zu kaufen, unbekannt war, kaufte ich für Marinka einen Pfefferkuchenmann und sie für mich eine Pfefferkuchenfrau, der ich vor lauter Liebe gleich den Kopf abbiss und sie dann überhaupt ganz verzehrte. In einer Bude wurden neben Schnürsenkeln, Hosenknöpfen, Mund- und Ziehharmonikas, Gummibällen, bunten chinesischen Papierschirmen, Bilderbogen, Kleidern und Wichs- und Schnurrbartbürsten und tausend anderen Sachen auch Heiligenbilder und Rosenkränze, Skapuliere, Haussegen, Gebetbücher, Weihwedel, kleinere, mittlere und grössere Jesusfiguren und Kruzifixe verkauft. Ausserdem Bilder der heiligen Dreieinigkeit in allen Grössen, von der heiligen Jungfrau allein, mit dem Jesuskindlein und in verschiedenen Stellungen. Und erst die vielen Bilder vom Jesuskindlein selbst in allen Lebensaltern. Aber nicht in dieser einen Bude wurden diese heiligen Sachen verkauft, sondern es war eine ganze Gasse derartiger Verkaufstände. Dazu kamen die Schuster, die Sattler, die Klempner, die Holzpantoffelmacher, die Töpfer und noch eine ganze Reihe anderer Gewerbe. Das war eine Lust für uns, die wir in unserer

Abgeschiedenheit selten ein fremdes Gesicht zu sehen bekamen, hier in diesem Gedränge, in diesem Geschwirre und Gesumme umherzuschlendern und hier zu bewundern, zu betrachten und zu begaffen, ein bisschen zu handeln und zu kaufen. Für Marinka hatte ich, weil sie wegen des so schnell aufgegessenen Pfefferkuchenfräuleins etwas betrübt dreinschaute, was aber vielleicht auch davon herrühren mochte, dass sie, wie ich bemerkt hatte, von dem Priester bei der Beichte etwas scharf hergenommen war, eine schöne Halskette gekauft mit dicken blauen Perlen. Sie dagegen schenkte mir ein Taschenmesser, das ich gut gebrauchen konnte.

Mittlerweile war es auch Zeit geworden, dass an den Aufbruch gedacht wurde. Die Sonne begann schon zur Rüste zu gehen, und auch die Menschenmenge wurde dünner. Wir begaben uns noch einmal vor eines der Wirtshäuser, wo draussen aus rohen Brettern Bänke und Tische gezimmert waren und wir in

aller Bequemlichkeit unser Abendbrot verzehren konnten. Gerade als wir fertig waren, kam das Mädchen vorbei, das uns auf dem Wege zusammengebrochen war. Kaum dass es sich etwas erholt hatte, war es uns nachgeeilt, um an den Segnungen des Ablasses teilzunehmen. Leider hielten wir nicht das uns selbst gegebene Versprechen, heute keinen Schnaps zu trinken. Die Wurst und die Semmeln schmeckten so gut, und das bayrische Bier war zu sauer und das einfache zu fade. Was blieb da als Bestes übrig, um der Mahlzeit und überhaupt dem heutigen Tage einen würdigen Abschluss zu geben? Darum tranken wir jedes ein Quartelchen Schnaps und machten uns, neu gekräftigt und mit uns und der ganzen Welt sehr zufrieden, auf den Heimweg.

Als wir von unserer beschwerlichen Reise in der Nacht heimkehrten, blieben uns gerade nach zwei Stunden Schlaf, dann mussten wir wieder unser hartes, vier-

zehnstündiges Tagewerk beginnen.

Das Lied der englischen Feldtaglöhner

Schärfet die Sichel! Das Korn ist reif,
Und die Ernte ist endlich zur Hand!
Schnitter, steht auf mit des Frührots Streif —
Eh der Schimmer des Morgens verschwand!
Was lungert ihr hoffend und harrend am Zaun,
Eines Sommertags Arbeit in Sicht;
Wollt ihr ewig dem Rufe der Herrschaft vertraun? —
O, die brauchet und rufet euch nicht!
Schärfet die Sichel! Die Ähren stehn
So strotzend in goldiger Pracht!
Und wie viel könnte heute noch niedermähn
Unseres Hungers schneidige Macht!
Ob der Zaun auch hoch und der Graben auch breit —

Es hilft uns hinüber die Sucht: Der Gott, der zur Arbeit uns Kraft verleiht, — Er verleiht uns das Recht auf die Frucht!

Schärfet die Sichel! Die Ahren sind schwer,
Und die Kinder schreien nach Brot!
Das Feld hat bewässert ihr Tränenmeer,
Und gedüngt ihrer Väter Tod! —
Die Hoffnung, die starb, und das Herz, das brach,
Sie haben den Samen gestreut:
So mäht euch das Korn wie mit Blitzesschlag —
Im Namen der Menschlichkeit!

Ernest Charles Jones (1849).

EINE FRIEDLICHE DORFGESCHICHTE DAS DEPUTATKORN

er Rittergutsbesitzer Herr von Pieperow auf Klein-Dulkow war fest entschlossen, sein Gut zu einem Mustergut zu machen. Da er es im Kriege im Verlauf einer hinreissend schnellen Karriere bis zum Oberleutnant der Reserve gebracht hatte, kam er auf den genialen Einfall, von der Unfehlbarkeit des militärischen Systems überwältigt, in den Gutsbetrieb militärischen Schwung zu bringen. "Wenn der äussere Schmiss eingedrillt ist, dann kommt der innere von alleine!" sagte er, und ein anderes Prinzip lautete: "Nur die Leute nicht verwöhnen - verweichlichte Kerls können nichts leisten!" Und man muss zugestehen, sein ganzer Hof war ein leuchtendes militärisches Bild. Es konnte z. B. kaum etwas Schneidigeres geben, als wenn sechs oder acht Gespanne den Stalldünger aufs Feld fuhren. Dann ritt der Inspektor vorneweg, und Herr von Pieperow stand, ähnlich wie Fritzing Reuters Herr von Rambow, auf der Veranda seines Herrenhauses und kommandierte. Und bevor die Formation den Hof verliess, wurden nach Kommando ein paar Rechts- und Linksschwenkungen ausgeführt, wurde ausgeschwärmt und stillgestanden. Dann fuhren die Mistwagen gliedweise und in militärischer Haltung vom Hof. Ein packendes Bild strategischer Operationen.

Der alte Schäfer Karl Snut, ein militärisch völlig unbegabter Mensch, pflegte dazu zu sagen: "Dat schall nu Messführen sin! Nu bid ick di, Hein, wo süht dat ut? Dat hümpelt dor jo up un af — rein

as ne Ballettschaul'!"

Während die Wagen den Hof verliessen, hielt Herr von Pieperow dann mit seiner Familie auf der Veranda Kritik, und am Abend bekamen der Inspektor und der Stallhalter das zu hören, was sie wissen sollten. Herrn von Pieperows Adjutant, der Gutssekretär Schmidt, stand stets hinter ihm, hackenknallend, Hand an die Mütze nehmend und "Zu B'fehl" brüllend, und notierte die Befehle Pieperows. Seltsamerweise gingen trotz dieser vielfachen ökonomischen Versuche die Ernten zurück. Herr von Pieperow schüttelte über dieses Phänomen den Kopf. Er erklärte es schliesslich mit der Wühlarbeit hetzerischer Elemente unter seinen Leuten und beauftragte seinen Adjutanten, Herrn Schmidt, alle Leute scharf zu beobachten. Herr von Pieperow hatte nämlich, getreu seinem Grundsatze, seine Tagelöhner nicht zu verwöhnen, ihnen als Deputatkorn schlecht gelagertes, muffiges Getreide geben lassen, und die Insubordination hatte schon so erschreckende Masse angenommen, dass die Leute damit nicht zufrieden waren.

Eines Tages klopfte denn auch Johann Düwel, ein Tagelöhner, an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und

"Dag ok, Herr, ick wull Sei man fragen, wat nu mit uns' Deputat werden sall?" "Was soll damit werden? Nichts!" entgegnete Pieperow.

"Ik schall Sei vun all de Dagelöhners seggen, dat wi dat Schiet nich freten! Dat künnen Sei sick wedder holen. Wi willen en gaudet, dröget Deputatkorn hebben! Dit köfft uns keen Bäcker af!"

"Seien Sie nicht so unverschämt, Mann! Das Korn

ist für Euch gut genug!"

"Na, denn nich, Herr! Dann möten wie seihn, wat wi maken! Aewer, Herr, wi Dagelöhners sünd ok nich wehrlos!" Damit ging er.

"Unerhört!" sagte Pieperow.

"So'n Kerl gehört an die Wand gestellt!" erklärte der jugendlich begeisterte Sekretär. "Ich glaube, Herr von Pieperow, die Leute haben was vor. Das sind ja alles Sozialdemokraten. Wissen Sie, ich hab' schon immer das Gefühl gehabt: die haben hier irgendwo ein geheimes Waffenlager und denken darum, sie können auftreten!"

"Sie werden die Leute scharf beobachten, und sollten einmal etliche von ihnen verdächtige Gänge unternehmen, dann werden wir ihnen folgen und sehen, ob Ihre Vermutung zutrifft. Unwahrscheinlich ist das

ja nicht", entschied Herr von Pieperow.

Am Tage darauf sassen die Tagelöhner zusammen und warteten auf Karl Snut, den Schäfer, der noch einmal mit dem Herrn von Pieperow über das Korn sprechen wollte. Snut kam auch und teilte mit, dass der "Herr" morgen beim Inspektor sein wollte, und dorthin sollten ihm die Tagelöhner Brot zur Probe bringen, das aus dem schlechten Korn gebacken sei. Er und der Sekretär wollten dann selbst davon kosten.

"Jo—und denn seggen se: 't schmeckt grossortig, und wi sünd so klauk as vörher. Nee — dat hett keen

Ort nich!"

Da fing Fritzing Brögel laut an zu lachen. "Junge, Junge", schrie er, "dat giwwt 'n hellschen Spass!" und er lachte wieder wie unklug. Und dann erklärte er, dass Wising, seine Braut, das Dienstmädchen von Frau Inspektor, zusehen müsse, ob es nicht aus Frau Inspektors Hausapotheke das Mittel holen könnte, das die Frau Inspektor wegen ihrer Verdauungsbeschwerden mit eklatantem Erfolg anzuwenden gewohnt sei. Und das Mittel solle man in das Mehl tun, wobei er sich dann von den Kostproben des "Herrn" und des Sekretärs die schönsten Erfolge verspreche. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

Während sie noch lachten, kam der Wirtschafter Franz Schünemann, ein Bauernjung' aus dem Strelitzschen, heran und sagte, Schmidt, der Sekretär, habe ihm erzählt, er müsse auf die Leute achten und ausspionieren, wo sie hier ein Waffenlager hätten. Pieperow und er wollten es dann ausheben.

"Waffenlager?" fragte Snut, "de sünd woll ganz un gor unklauk!" "Süh, Korl", meinte Düwel, "die öberst Heeresleitung werd all nervös!"

"Kinnings", schlug der Wirtschafter vor, "de beiden möten eigentlich en beten foppt werden. Weit ji wat? Ik werd de "öberst Heeresleitung" davon "unterrichten", dat ji Daglöhners morrn nacht zu Klock twölf nah de grot Eik in'n Rübenschlag gehn wullt, wohrscheinlich um jug "Waffenlager" tau besäuken, un dor künnen ja denn de beiden bi so'n lütten Regen 'n beten luern.'

"Grossartig!" jubelte Johann Düwel, "mit uns' fin' Verdauungsbrot in'n Liw werden de beiden jo ne' interessante Nacht verbringen!"

Und es muss nun gesagt werden, dass die schändlichen Ränke glückten.

Wising, das verdorbene Geschöpf, entnahm der inspektorlichen Hausapotheke eine Quantität des bewussten Mittels, die hingereicht hätte, um einem Elefanten Linderung zu verschaffen. Man tat sie ins Mehl und bekam noch zur rechten Zeit Brot und einen Stuten fertig, von denen Herr von Pieperow und der Adjutant trotz Geschmacksrevolutionen reichlich assen, um alle von der Güte des Korns zu überzeugen. Kurz darauf liess sich der Wirtschafter

melden. Mit einem ganz verstörten Gesicht. "Herr von Pieperow," begann er, "ich lauschte soeben im Pferdestall zufällig einer Unterhaltung zwischen einem Knecht und einem Tagelöhner. Daraus ging hervor, dass sich einige Leute heute nacht gegen ein Uhr unter der grossen Eiche am Rübenschlag treffen wollen."

"Donnerwetter!" fuhr Pieperow hoch, "dann müssen wir militärische Massnahmen treffen. Schmidt und ich werden gut bewaffnet um 12 Uhr in der Eiche sitzen, und Sie, Schünemann, achten mit dem Inspektor auf den Hof. Aber nehmen Sie reichlich Patronen mit, Schmidt. Wir wollen Remedur schaffen!"

Und wirklich — es ist betrüblich mitzuteilen — um 11 Uhr zogen schwerbewaffnet Herr von Pieperow und der Adjutant in Richtung der Eiche los. Trotz unangenehmer Magenschmerzen.

"Wir sind schon öfter zusammen auf dem Anstand gewesen, wenn wir einen Keiler oder einen Bock schiessen wollten," sagte Pieperow mit zitternder

Stimme. "Heute handelt es sich um gefährlicheres Wild!"

Sie patschten durch den Regen und langten klatschnass und frierend unter der Eiche an.

Es war nicht leicht, hinaufzukommen, aber es gelang. Kaum sassen sie oben, da stöhnte Schmidt schrecklich. "Herr von Pieperow", sagte er, "mir ist, als ob — "Mir auch, Schmidt, aber es geht nicht — sie können jeden Augenblick kommen!" Sie sassen eine Weile.

"O", klagte Schmidt, "und wenn ich mit dem Leben bezahlen müsste, ich muss mal hinuntersteigen." Dann wurde er plötzlich sehr blass.

Na, dann steigen Sie 'runter, aber schnell!" flüsterte Pieperow.

"Danke!" seufzte Schmidt matt mit einem festgefrorenen Lächeln. — "Es ist nicht mehr nötig. Ich habe Breeches an!"

"Himmeldonnerwetter!" fluchte jetzt Pieperow und verzerrte sein Gesicht. Er hing das Gewehr an einen Ast und sprang vom Baum. Schmidt hörte ihn unten klagen. Aber auch er spürte wieder ein vulkanisches Geräusch in seinem Innern.

"Mein Himmel", dachte er, "ist es noch nicht zu Ende?!" Er sprang auch herab.

Mit steifen Gliedern kletterten beide wieder in den Baum. Gegen zwei Uhr hatten Sie schon eine gewisse Technik im Auf- und Abklettern heraus.

"Ich glaube, Herr von Pieperow", sagte Schmidt, als sie wieder einmal auf dem kalten Acker hockten, "ich glaube, es liegt an dem Deputatkorn." "Ist mir jetzt alles egal!" erklärte Herr von Pieperow.

"Aber warum kommen die Leute nicht? Sollte Schünemann falsch verstanden haben?"

"Oder sie haben uns hier bemerkt", meinte der Chef der Heeresleitung.

Gegen Morgengrauen kamen sie nach Hause. Herzergreifend anzusehen wie Napoleons geschlagenes

Am andern Tag fragte der Schäfer den Tagelöhner Düwel: "Segg, Jung, hebbt ji eijentlich en Waffenlager?

"Jo, Korl! En ganz grossortiges — die Husaptheik' von Fru Inspektorn!"

Übrigens - das Deputatkorn wurde umgetauscht. (Aus "Der Wahre Jacob",)

Hoffnung

Schaff das Tagwerk meiner Hände Hohes Glück, dass ich's vollende! Lass, o lass mich nicht ermatten! Nein, es sind nicht leere Träume: Jetzt nur Stangen, diese Bäume Geben einst noch Frucht und Schatten.

DIE GESCHICHTE VOM KLUGEN LANDARBEITER

anz weit im Osten, dort, wo nachts in den J finsteren Fichtenwäldern die Wölfe heulen, liegt der Staat Ostelbia. Und da die Geschichte, die ich hier erzählen will, eine moderne Geschichte ist, war auch dieser Staat ein moderner Staat, eine Republik, in der das Volk seine Regierung selbst zu wählen hatte. Dieser Staat Ostelbia war ein Agrarstaat, das heisst: die Landwirtschaft war hier vorherrschend. Dort gab es nur nicht etwa Bauern und Siedler, nein, das ganze Land gehörte nur einigen wenigen Rittergutsbesitzern, deren Güter so gross waren, dass sie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang um ihr Land herumfahren konnten und doch nicht herumkamen. Auf diesen Riesenbegüterungen arbeiteten fleissig gegen geringen Lohn unzählige Landarbeiter. Seit undenklichen Zeiten hausten sie in oft unmöglichen Hütten. Eltern und Kinder und Enkel. Nie hatten sie etwas anderes kennengelernt, und wenn sie einmal in die Räume des Schlosses gerufen wurden, so zogen sie sich ihre Schuhe aus und gingen auf Strümpfen hinein.

Nun besass der Staat Ostelbia seit einer Revolution, in der die herrschende Kaste von der stark organisierten städtischen Arbeiterschaft zum Teufel gejagt war, eine ganz moderne Sozialversicherung und alle jene Wohlfahrtseinrichtungen, die die Sozialdemokraten — denn auch solche gab es in Ostelbia — seit Jahren gefordert hatten. Starke Gewerkschaften hatten sich gebildet, und die Parteiorganisation machte Fortschritte um Fortschritte. Nur auf dem Lande ging es gar nicht vorwärts. Dummheit und Furcht lebten zu stark unter der gedrückten Landarbeiterschaft. Trotzdem machte sich ganz allmählich der Landarbeiter-Verband und die Partei auf dem Lande breit, aber die grosse Masse der Landarbeiterschaft stand noch immer fern, aus Furcht, dass sie es mit ihrem lieben Herrn verderben könnte.

In diesem Staate lebte auf dem Gute Uschkupeiken, welches dem Edlen von Nimmersatt zu eigen war, ein Landarbeiter namens Michel. 35 lange Jahre arbeite Michel bereits bei seinem Herrn, und nie hatte er auf jene "bösen Hetzer" gehört, wie der Herr sie immer nannte, die etwas von Organisation, Partei, Verband und Aufklärung erzählten. Nie hatte Michel eine andere Zeitung gelesen, als die, welche ihm sein Herr gratis und kostenfrei hielt, nie eine andere Liste gewählt, weder bei den Wahlen zu den Parlamenten noch bei den Wahlen zu den Krankenkassen, als die, welche sein Herr ihm nannte. Gewiss war Michel durchaus nicht mit ihm zufrieden. Das eine Zimmer, in dem er mit seiner zehnköpfigen Familie hauste, glich einer gefüllten Sardinenbüchse, und der Lohn reichte auch nicht hin und nicht her. Aber da Michel seit Urgrossvaters Zeiten es nicht anders kannte und der Herr ausserdem immer über die schlechten Zeiten klagte, die ihn so mitgenommen hatten, dass er eine zweimonatige Erholungsreise nach Italien machen musste, musste es Michel schon recht sein. Der "gnädige Herr" sagte aber auch, dass nur die unzufriedenen Elemente, welche die Roten an die Regierung gebracht hätten, schuld an der Lage der Landwirtschaft hätten. Zölle, hohe Schutzzölle und der Abbau der Soziallasten müssten erreicht werden, dann werde es erst der Landwirtschaft besser gehen, und auch der Lohn werde dann höher werden. Das war eigentlich auch einleuchtend. Michel zahlte etwa 2 Mk. Kranken- und Invalidenversicherung, wenn die abgebaut würden, konnte schon der Lohn um etwa 1 Mk. erhöht werden.

Und wieder einmal hatte das Volk in Ostelbia das Parlament zu wählen. Als der Tag der neuen Wahl herankam, liess sich der Edle von Nimmersatt den Michel kommen. Michel zog sein Sonntagsjackett an und setzte sich die gute Mütze auf. So ging er zum Schloss. Der Edle von Nimmersatt begrüsste Michel freundlich: "Mein lieber alter Michel (er sagte wirklich und wörtlich "Mein lieber alter Michel!"), 35 Jahre haben Sie mir nun treu und redlich gedient. Als Anerkennung für diese Dienste überreiche ich Ihnen diese Medaille für treue Dienste'." Michel wurde vor Freude ganz rot und seine Hacken klappten militärisch zusammen. "Und dann, mein lieber Freund, heute haben Sie frei. Benutzen Sie die Zeit, um Ihren Kollegen klarzumachen, welche Liste sie zu wählen haben. Ich habe ja persönlich bereits öfters Ihre klare politische Einstellung erkennen können." Michel war gerührt und stolz. Er befestigte recht sichtbar die Medaille im Knopfloch und ging zu Hause von Tür zu Tür. Er erklärte den Kollegen und ihren Frauen, dass der Herr es doch sei, der ihnen Brot, Arbeit und Wohnung gebe, dass die Roten und der Verband die Schuld an den niedrigen Löhnen hätten, da sie für die Sozialversicherung und gegen die Zölle seien. Weil Michel mit seiner Medaille sehr überzeugend wirkte, und weil es auf den anderen Gütern vieler solcher Michel gab, wählten die Landarbeiter bis auf wenige ganz "Verhetzte" die Agrarliste. Und was man nie für möglich gehalten hätte, die Agrarier zogen als stärkste Partei ins Parlament und bildeten die Regierung des Staates Ostelbia. Die neue Regierung baute auch, getreu ihren Versprechungen, die Sozialversicherung erheblich ab, ja, sie hätte sie völlig verschwinden lassen, wenn sie nicht die organisierte Arbeiterschaft der Städte gefürchtet hätte. Und getreu ihren Versprechungen, erhöhte sie die Getreide- und Fleischzölle um ein Vielfaches. So geschah es, dass Michel und seine Kollegen bei der nächsten Lohnzahlung eine Mark, die ihnen sonst für die Sozialversicherung abgezogen wurde, mehr ausgezahlt erhielten, und stolz erzählte Michel seinen Kollegen: "Seht ihr, dass ich euch richtig geraten habe!?"

Inzwischen stiegen in den Städten infolge der Zölle die Preise für Fleisch immer mehr. Die Arbeiter und Angestellten waren gezwungen, sich in erbitterten Lohnkämpfen Lohnerhöhungen zu erringen. Diese Gelegenheit benutzte die Industrie, um ihrerseits wiederum die Warenpreise gleich um das Doppelte zu verteuern. So wuchsen im Lande Unzufriedenheit

und Teuerung.

Nur Michel und seine Kollegen waren vorerst recht zufrieden mit diesen neuen Zuständen. Nun brauchte Michel recht dringend ein Paar neue Stiefel, und auch seine Frau hatte für die Kinder verschiedene Wünsche. Da Michel nicht warten konnte, bis er das notwendige Geld aus den ersparten Sozialversicherungsgeldern zusammenbekommen würde, denn das hätte mindestens drei Jahre gedauert, musste er wohl oder übel sein Schweinchen verkaufen, das eigentlich zu Weihnachten geschlachtet werden sollte. Michel freute sich über den hohen Erlös, den er aus diesem Verkaufe herausholte, denn infolge der Zölle waren auch die Schweine im Preise gestiegen. Frohgemut setzte er sich auf die Bahn, um seine Einkäufe in der Stadt zu erledigen. Doch in der Stadt liess seine gute Laune bald nach, als er sah, dass fast sämtliche Waren zweibis dreimal teurer waren, als er es sich berechnet hatte. Sein Kaufmann erklärte ihm, dass daran die hohen Zölle schuld seien, und Michel kratzte sich doch etwas bedenklich den Kopf, als er den Zusammenhang zwischen Zöllen und Preissteigerung erfuhr. Auch als Michel längst wieder in der Arbeit bei den Maschinen war, liess er noch immer recht bedenklich seinen Kopf hängen und passte gar nicht richtig auf. Gerade, als er zu dem Schluss gekommen war, dass die Zölle doch kein Vorteil für die Landarbeiterschaft seien, da ... ritsch ... sass seine Hand in der Transmission. Dank der Krankenkasse hatte Michel Arzt und Medizin frei, aber als er von der Krankenkasse auch Krankengeld verlangte, wurde ihm bedeutet, dass seit dem Abbau der Sozialversicherung durch die Agrarregierung kein Krankengeld mehr gezahlt werden könne, da die niedrigen Beiträge kaum dazu ausreichten, um Arzt und Medizin zu bezahlen. Doch es kam noch schlimmer. Nach wochenlanger Behandlung musste Michels Hand abgenommen werden. Nach der früheren Regelung hätte Michel eine für ihn ausreichende Rente erhalten. Aber jetzt war ja die Sozialversicherung abgebaut. So erhielt er von der Invalidenversicherung einen Betrag, der zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig war. Auch der bisher so "gnädige Herr" machte Michel darauf aufmerksam, dass er sich eine andere Wohnung suchen solle, da er nur voll arbeitsfähige Kerle gebrauchen könne. Als Michel keine andere Wohnung fand, strengte der "gnädige Herr" die Räumungsklage an und Michel wäre auf die Strasse geflogen, wenn ihn nicht sein Schwiegersohn, der auch einer von den "Roten" und im Verbande organisiert war, bei sich aufgenommen hätte.

Michel ist ein nachdenklicher Mann geworden. Seine Medaille hat er längst von seinem Sonntagsjackett abgenommen. Er selbst hat sich bei den "Roten" aufnehmen lassen, liest nur noch die rote "Landarbeiterzeitung" und hilft seinem Schwiegersohn bei der Kassierung für den Verband. Ja, als jüngst ein Kollege in einer Versammlung für Partei und Verband warb, stand Michel auf und erzählte seine Geschichte. Er wählt nie mehr die Liste, die die Herren

propagieren.

Ob es bei uns auch wohl viele solcher Michel gibt, die erst durch Schaden klug werden müssen?

Sommernacht

Es wallt das Korn weit in die Runde, Und wie ein Meer dehnt es sich aus; Doch liegt auf seinem stillen Grunde Nicht Seegewürm noch andrer Graus; Da träumen Blumen nur von Kränzen Und trinken der Gestirne Schein, O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen, Da herrscht ein alter schöner Brauch: Wann hell die Sommersterne strahlen, Der Glühwurm schimmert durch den Strauch. Es war ein Spiel in kühler Nacht! Dann geht ein Flüstern und ein Winken, Das sich dem Ährenfelde naht, Da geht ein nächtlich Silberblinken Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschen jung und wacker, Die sammeln sich im Feld zuhauf Und suchen den gereiften Acker Der Witme oder Waise auf, Die keines Vaters, keiner Brüder Und keines Knechtes Hilfe weiss 1hr schneiden sie den Segen nieder, Die reinste Lust ziert ihren Fleiss.

Schon sind die Garben festgebunden Und rasch in einen Ring gebracht; Wie lieblich floh'n die kurzen Stunden, Nun wird geschwärmt und hell gesungen Im Garbenkreis, bis Morgenluft Die nimmermüden braunen Jungen Zur eignen schweren Arbeit ruft. Gottfried Keller.



Landarbeiterlied

Wir sind verbrannt von heissen Sonnen,
Von kalter Winternot umklirrt —
Wie lang ist unser Schweiss geronnen,
Bevor die Sense singt und sirrt!
Im schwülen Tag, in rauher Frühe
Entringen wir dem Erdenschoss
Des Volkes Brot in harter Mühe —
Grau wie das Brot ist unser Los . . .
Und dennoch, Brüder, jeder Morgen
Steht uns bereit zu neuem Schlag;
Denn einmal sinkt die Nacht der Sorgen —
Dann reift des Volkes Erntetag!

Die Herren, die das Land besitzen,
Die sind des Volkes Freunde nicht —
Indes wir darben, frieren, schwitzen,
Ihr harter Mund die Worte spricht:
"Knecht soll Knecht bleiben alle Zeiten,
Für uns nur grünt die weite Flur.
Wir sind im Sattel und wir reiten;
Ihr seid die Schafe — uns die Schur!"
Und dennoch, Brüder, jeder Morgen
Steht uns bereit zu neuem Schlag;
Denn eimmal sinkt die Nacht der Sorgen —
Dann reift des Volkes Erntetag!

ANMERKUNGEN

- Die Bilder von Meunier und Millet sind durch den Verlag Georg D. W. Callwey, München, zu beziehen.
- Die Abbildung Tord Foleson ist nach einer Radierung von Professor J. Belsen hergestellt. Originalradierungen wie Abdrucke sind zu beziehen von der Verlagsanstalt Courier, Berlin S, Engelufer.
- "Jan Polak" ist ein Auszug aus dem Roman gleichen Namens von Stephan Lipinski. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, einer gewerkschaftlichen Buchgemeinschaft.

ANMERKUNGEN

- Die Bilder von Meunier und Millet sind durch den Verlag Georg D. W. Callwey, München, zu beziehen.
- Die Abbildung Tord Foleson ist nach einer Radierung von Professor J. Belsen hergestellt. Originalradierungen wie Abdrucke sind zu beziehen von der Verlagsanstalt Courier, Berlin S, Engelufer.
- "Jan Polak" ist ein Auszug aus dem Roman gleichen Namens von Stephan Lipinski. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, einer gewerkschaftlichen Buchgemeinschaft.